



ISRAELSONNTAG 2021

Glücklich das Volk,
das Gott die Lebendige zu ihrem Erbe erwählt

Psalm 33



**Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste**

Inhalt

- 2 **Editorial** Jutta Weduwen
- 4 **Geleitwort** Gabriele Scherle

I. Anstöße aus der biblischen Tradition

- 8 **Predigt**
Exodus 19,1-8 Hans-Ulrich Probst
- 12 **Auslegung**
Exodus 19,1-8 – Partikularität und Universalismus Jehoschua Ahrens
- 19 **Liturgie**
Die Treue Gottes währet ewiglich... Gabriele Scherle
- 24 **Andacht**
Geliehene Worte – Zum Wochenspruch Psalm 33,12 Marie Hecke
- 27 **Exegetische Auslegung**
Psalm 122 Lorenz Wilkens
- 29 **Exegetische Auslegung**
»Sprich – doch scheidet das Nein nicht vom Ja« (Paul Celan)
Beten mit Psalm 30 Helmut Ruppel, Lorenz Wilkens
- 34 **Impulse für die theologische und religionspädagogische Praxis**
Rassismus- und antisemitismuskritische Fragmente

Das gottesdienstliche Votum Christian Staffa
Abendmahl Aline Seel

II. ASF-Freiwillige berichten

- 40 **Bewegende Begegnungen mit Zeitzeuginnen** Annemarie Schlesiona
- 44 **Einblicke in die jüdische Geschichte und Kultur** Mona Hamid

III. Zeitgeschichtliche und politische Bezüge

- 50 **Vor 60 Jahren gingen die ersten Sühnezeichen-Freiwilligen nach Israel**
Jutta Weduwen
- 53 **Näher als du denkst – jüdisch beziehungsweise christlich:**
die ökumenisch verantwortete Kampagne zum Festjahr
1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland
- 55 **Nicht nur ein Problem der Anderen – ein Gespräch über Antisemitismus**
Angelika Obert mit Christian Staffa
- 60 **Moses' Lektion oder Kanzeln, von Mose getragen** Helmut Ruppel
- 64 **1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland. Meine Geschichte.**
Der deutsche Jude, auch jüdischer Deutscher genannt, stellt sich vor.
Eine Wortmeldung zum Geburtstag Michael Brenner

IV. Literaturempfehlungen

- 68 **Buchbesprechungen** Helmut Ruppel
- 71 **Kinder- und Jugendliteratur** Ingrid Schmidt

- 75 **Kollektenbitte für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste**
- 76 **Autor*innen, Bild- und Fotohinweise**
- 77 **Impressum**

Diese und frühere Ausgaben der Predigthilfe finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchengemeinden und Pfarrer*innen auch auf unserer Internetseite unter www.asf-ev.de/predigthilfe. Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero@asf-ev.de bzw. (030) 283 95 – 184.

Titelfoto: In einer Virtual-Reality-Anwendung können Besucher*innen einen Blick auf die Ostwand der Synagoge Plauen vor ihrer Zerstörung werfen. Der jüdische Architekt Fritz Landauer hatte sie im Stil des Neuen Bauens entworfen, 1930 wurde sie eingeweiht. Nationalsozialisten brannten das Gebäude am 10. November 1938 nieder.

Editorial

Jutta Weduwen

In diesem Jahr begehen wir ein besonderes Jubiläum. Ein Dokument belegt jüdisches Leben in Köln im Jahre 321: Wir feiern (mindestens) 1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland! Dieses Jubiläum zieht sich durch viele unserer Texte. Der jüdische Historiker Michael Brenner schreibt eine Wortmeldung zum Geburtstag »der deutschen Juden, auch jüdische Deutsche genannt« und nimmt uns mit durch diese 1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland. Er wählt freundliche und einladende Worte, die die Ausgrenzungs- und Verfolgungsgeschichte der Jüdinnen und Juden umso schwerer wiegen lassen.

»Kaum ein anderer Tag als der heutige Israelsonntag ist so in der Lage, einerseits das verflochtene Miteinander von Judentum und Christentum und andererseits den gewaltsamen Bruch bewusst werden zu lassen«, sagt Hans-Ulrich Probst in seiner Predigt zu Exodus 19,1-8.

Gabriele Scherle legt in ihrem Geleitwort dar, warum es für uns Christ*innen wichtig ist, die bleibende Erwählung Israels anzuerkennen. »Am Israelsonntag geht es also auch um uns. Es geht darum, dass wir gelassen als Christinnen und Christen leben können. Wenn das gelingt, dann müssen sich Jüdinnen und Juden nicht mehr vor dem Gift fürchten, das der Antijudaismus immer noch gesellschaftlich entfaltet.«

Der Rabbiner Jehoschua Ahrens geht in seinem Artikel »Partikularität und Universalismus« ebenfalls der Bedeutung der Erwählung, dem besonderen und innigen Verhältnis zwischen Gott und seinem Volk Israel nach. In der Auslegung zu Exodus 19,1-8 schreibt er von dem Missverständnis, die Erwählung des jüdischen Volkes als eine Auserwählung des besseren Volkes zu verstehen, vielmehr habe es eine besondere Belastung, Verantwortung und Verpflichtung zum Vorbild und Gehorsam.

Marie Hecke spricht in ihrer Andacht zum Wochenspruch Psalm 33,12 über geliehene Worte, wenn wir die Psalmen Israels lesen, sprechen und beten. Die Psalmen »sind in eine andere Zeit, zu einem anderen Volk gesprochen, uns fremd, und doch sprechen sie heute zu uns, haben uns etwas zu sagen, sind ein wichtiges Fragment der christlichen Identität«.

Lorenz Wilkens lädt uns mit seiner exegetischen Auslegung des Wochenpsalms zu einer Zeitreise hinauf nach Jerusalem ein. Psalm 122 gehört zur Sammlung der Wallfahrtslieder, der Gesänge des Aufstiegs – *schirim*

hama'aloth. Dieser Psalm nimmt uns hinein in Israels Gotteslob und Erfahrung von sozialer Gemeinschaft.

Auch Helmut Ruppel lädt uns zum Mitbeten eines Psalms ein. In seinem Nachdenken über Psalm 30 und inspiriert von der »theologischen Provokation« des Dichters Paul Celan ermutigt er uns, Psalmen nicht selektiv zu lesen. Weitere Denkanstöße gibt uns Ruppel in seiner Auslegung »Moses' Lektion oder Kanzeln, von Mose getragen« über die Wirkung und Interpretation von Mose als Kanzelträger.

Brüche und Stolpersteine, Gespräche und Annäherungen zwischen Christ*innen und Jüd*innen begleiten Aktion Sühnezeichen Friedensdienste seit mehr als 60 Jahren. In unseren Freiwilligenberichten kann man auch spüren, dass besonders in der Begegnung zwischen jungen Freiwilligen und Überlebenden der NS-Verfolgung eine Umkehr zum Zuhören, zum Lernen und zum Leben möglich ist.

Diese Predigthilfe wurde maßgeblich durch ein ehrenamtliches Redaktionsteam gestaltet. Ich danke Ingrid Schmidt, Gabriele Scherle, Marie Hecke, Helmut Ruppel, Lorenz Wilkens und allen Autor*innen, die dieses Heft haben entstehen lassen.

In der Hoffnung, dass unsere Predigthilfe Ihnen vielfältige Inspirationen und Denkanstöße geben kann, grüße ich Sie herzlich.

Ihre Jutta Weduwen
Geschäftsführerin

Geleitwort

Gabriele Scherle

Glücklich das Volk, das Gott die Lebendige zu ihrem Erbe erwählt.

Warum ist es für uns Christenmenschen so wichtig, dass wir die bleibende Erwählung Israels glauben und bekennen?

Die Erwählung des Gottesvolkes Israel war für Christinnen und Christen an allen Orten und zu allen Zeiten ein Stolperstein. Die Vorstellung, dass neben der Kirche Jesu Christi das erwählte Gottesvolk leben könnte, dem Gott die Treue hält, war offenbar schwer zu ertragen. Und so setzte sich die theologische Figur durch, dass die Erwählung auf die Kirche übergegangen sei. Damit dies auch glaubwürdig erschien, wurden die jüdischen Gemeinden gesellschaftlich an den Rand gedrängt und verfolgt. Ihr sozialer Ort sollte der Beleg dafür sein, dass Gott das Gottesvolk Israel verworfen hat.

Erst nach der Shoah ist diese antijüdische Fundierung christlicher Heilsgewissheit jenen bewusst geworden, die sich der Tatsache gestellt haben, dass es Jüdinnen und Juden gibt, die durch alle Katastrophen der jüdischen Geschichte hindurch die Treue Gottes bezeugen. Im christlich-jüdischen Gespräch begann ein christlicher Lernprozess, der die neu gewonnene Erkenntnis in geänderten Bekenntnisaussagen festhielt, wie 1991 in der EKHN: »Aus Blindheit und Schuld zur Umkehr gerufen, bekennen wir neu die bleibende Erwählung der Juden und Gottes Bund mit ihnen. Das Bekenntnis zu Jesus Christus schließt dieses Zeugnis mit ein.« In dieser Formulierung, die es ähnlich auch in anderen Kirchen gibt, deutet sich eine Aufgabe an, die noch vor uns liegt. Das Christentum hatte sich durch den tief sitzenden Antijudaismus selbst geistlich den Boden unter den Füßen entzogen. Wie kann es christliche Glaubensgewissheit geben, wenn diese auf Gottes Treulosigkeit gegenüber dem Gottesvolk Israel beruht? Der Hinweis, dass Israel selbst treulos geworden sei, kann da nicht weiterhelfen. Denn dann müsste die Kirche selbst ständig Angst haben, dass Gott die Lust an ihr, an uns verliert.

Wir können uns das so vorstellen, als ob Gott einem Elternpaar gleicht, das sein Kind (das Gottesvolk Israel) verstößt, weil es zu viel falsch gemacht hat. Anstelle des verstoßenen Kindes adoptiert dieses Elternpaar nun ein anderes Kind (die Kirche) und erzählt ihm immer wieder von dem ersten Kind. Wie wird sich dieses adoptierte Kind fühlen? Bei jedem Fehler, bei jedem Konflikt – muss doch nun dieses adoptierte Kind Angst haben, dass es von den Eltern

auch abgelehnt und weggegeben wird. Wie kann es sicher sein, dass die Eltern verlässlich sind?

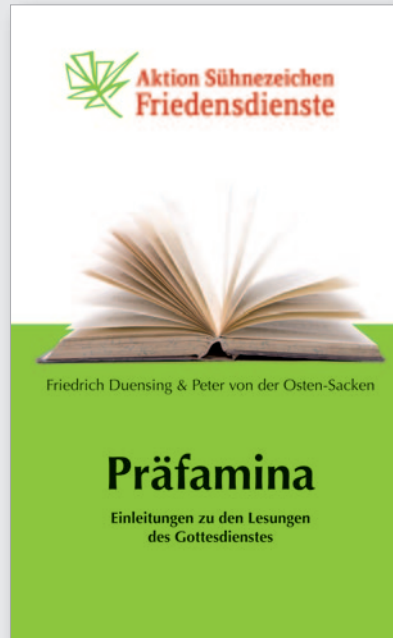
Hier berühren wir den entscheidenden Punkt. Eine Kirche, die die Bundestreue Gottes zu Israel nicht glaubt, ist eine geistlich zutiefst verunsicherte Kirche. Sie gleicht dem adoptierten Kind, das sich der Liebe der Eltern immer neu versichern muss. Es ist diese Unsicherheit, die dazu geführt hat, dass die abendländische Christenheit theologisch so besessen von der Frage nach der Heilsgewissheit ist. Die Frage, wie wir sicher sein können, dass Gott uns rechtfertigt und in den Sakramenten am Heil teilhaben lässt, hält bis heute die Theologie in Atem und die Kirchen geistlich gefangen.

Wie nun aber ein christliches Selbstverständnis aussehen kann, das sich der Bundestreue Gottes sicher ist, das ist eine Aufgabe, die noch vor uns liegt. Ihren Ausgangspunkt kann sie nur im Bekenntnis zur bleibenden Erwählung des Gottesvolkes Israel nehmen. Wie sie aber im Blick auf das Bekenntnis zu Jesus Christus heute gedacht werden kann, das ist bisher nur in Ansätzen erkennbar. Deutlich ist lediglich, dass wir der Aussage mehr trauen sollten, dass der Gott Israels auch der Kirche »Bund und Treue ewiglich« hält.

Am Israelsonntag geht es also auch um uns. Es geht darum, dass wir gelassen als Christinnen und Christen leben können. Wenn das gelingt, dann müssen sich Jüdinnen und Juden nicht mehr vor uns und dem Gift fürchten, das der Antijudaismus immer noch gesellschaftlich entfaltet.

KAPITEL I

Anstöße aus der biblischen Tradition



Präfamina

Einleitungen zu den gottesdienstlichen Lesungen

Neuaufgabe 2020
5 Euro (ab 20 Stück 4 Euro,
ab 50 Stück 3 Euro)

Die Präfamina versucht die Lesungen – insbesondere die unbekannteren, schwierigeren Texte – mit wenigen Sätzen so einzuleiten, dass auch ihre weniger bibelfesten, weniger regelmäßigen Hörer*innen bei der einmaligen Verlesung etwas Wesentliches zu verstehen und zu behalten vermögen. Dabei werden die liturgischen Konsequenzen des christlich-jüdischen Gesprächs für die gottesdienstlichen Lesungen bedacht. Die knappen Texte können einem neuen Hören der biblischen Texte dienen. »Fremde Heimat Liturgie?« Die erklärenden Präfamina helfen, liturgisch Sprache zu finden und Orientierung zu gewinnen in den Herzstücken des christlichen Gottesdienstes.

Jetzt im ASF-Infobüro bestellen:

per Post: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, Auguststraße 80, 10117 Berlin
per Fax: (030) 28395 – 135
per E-Mail: infobuero@asf-ev.de

Weitere Publikationen finden Sie im ASF-Webshop:

www.asf-ev.de/webshop



Das Sefer Sinai, ein Originalmanuskript aus dem Jahr 1391, geht auf den Bruder des berühmten Meir aus Rothenburg, Abraham ben Baruch aus Rothenburg ob der Tauber, zurück. Beide Brüder sowie weitere spätmittelalterliche Rabbiner diskutieren darin religionsgesetzliche Fragen zu Reinheitsgeboten und zur Einhaltung des Ruhetags Schabbat. Somit liefert das Sefer Sinai auch historische Einblicke in die Verbindungen unter den mittelalterlichen Talmudgelehrten.

Predigt Ex 19,1-8

Hans-Ulrich Probst

#Beziehungsweise. 1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland – das feiern und erinnern wir auch in den Kirchen dieses Landes. Mit verschiedenen Plakaten in Schaukästen wurde und wird auf die enge Beziehung zwischen Judentum und Christentum hingewiesen. Die Aktion macht deutlich: Es ist ein vielschichtiges Geflecht, das zwischen Israel und christlicher Kirche besteht. Es sind beispielsweise die Verbindungslinien zwischen gelebten Festen wie Pfingsten und dem Wochenfest *Shavuot*; oder zwischen dem Laubhüttenfest *Sukkot* und dem Erntedankfest. Die Gegenstände der Feste waren und sind seit jeher eng miteinander verknüpft. Das Judentum und das Christentum sind enger miteinander verbunden, als viele denken. Denn im Raum der christlichen Kirche wurde die positive Spur der jüdischen Tradition in der Vergangenheit bewusst missachtet. »Endlich« möchte man sagen: Endlich werden wir aufmerksam auf den reichen Schatz einer gemeinsamen Tradition.

Das Jahr 2021 macht auf die spannungsvolle Geschichte aufmerksam. Es zeigt uns, wie abhängig und verbunden die christliche Kirche vom und mit dem Judentum ist. Wenn wir auf 1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland blicken, blicken wir aber auch auf christliche Missachtung und Ausgrenzung. Die Beziehung ist eine des vollzogenen Bruches. Ein Bruch, der von einer dominanten und machtvollen Kirche ausgegangen ist. Die Beziehung zum Judentum wurde über Jahrhunderte so geführt, dass sich die eigene christliche Erhabenheits-Überheblichkeit auf dem Rücken der älteren Mutterreligion vollzog.

Kaum ein anderer Tag als der heutige Israelsonntag ist so in der Lage, einerseits das verflochtene Miteinander von Judentum und Christentum und andererseits den gewaltsamen Bruch bewusst werden zu lassen. Ein Tag, an dem der Spiegel uns vorgehalten wird. An dem die Rückschau auf das gemeinsame Verhältnis und der Ausblick auf die Beziehung zum Judentum stehen können.

Das Zusammenspiel zwischen Rückschau und Ausblick ist auch im heutigen Predigttext (Übersetzung aus der Bibel in gerechter Sprache) angelegt:

Am Anfang des dritten Monats nach dem Auszug aus Ägypten erreichte Israel die Wüste Sinai, es war genau am ersten Tag. Sie waren von Refidim aus in Richtung Sinai gewandert und schlugen nun ihre Zelte in der Wüste, vor dem Gottesberg auf.

Mose stieg zu Gott hinauf. Er rief ihm vom Berggipfel her zu: »Das sollst du den Nachkommen Jakobs, allen Israelitinnen und Israeliten, mitteilen: Ihr habt miterlebt, wie ich

Ägypten behandelt habe. Euch aber habe ich wie auf Adlerflügeln hierher zu mir gebracht. Wenn ihr jetzt auf mich hört und euch an meine Bundessatzung haltet, dann werdet ihr unter allen Nationen mein bevorzugtes Eigentumsvolk sein, denn mir gehört die ganze Welt. Ihr seid für mich ein priesterliches Volk, eine heilige Gemeinschaft. Das sollst du Israel sagen.«

Mose kam zurück und rief die Sippenvorstände zusammen. Er legte ihnen die Botschaft vor, die Sie ihm aufgetragen hatte. Das Volk war einhellig einverstanden: »Alles, was Er uns hat sagen lassen, wollen wir ausrichten.« Mose brachte diese Entscheidung zu Ihr zurück.

Wir sind als Hörende heute auf dem Weg mit Israel durch die Wüste. Am Rande des Sinai. Eine Migrationsgeschichte wird hier überliefert. Das Volk Israel ist auf der Flucht aus Ägypten, auf dem Weg ins verheißene Land. Der Weg, der bis zu diesem Punkt bereits hinter den Israelit*innen liegt, war beschwerlich, lebensbedrohend. Militär, das ihnen hinterherjagte; Hunger und Durst, der auszehrte und die Flucht beschwerlich machte. Zukunftsängste, Zweifel und Sorgen greifen um sich. Flucht und Migration, Existenzbedrohung. Das Leid der Geflüchteten ist Teil der Heilsgeschichte Israels. Das Gottesvolk lebt in Zelten; noch sind es keine massiven Mauern eines festen Tempels. Die Geschichte Israels entwickelt sich aus einer Flucht- und Migrationsgeschichte. Wie abwegig die Beschreibung der Migration als Ursache aller politischen Probleme im Heute erscheint. Bibel und die Geschichte Israels sind ein starkes Gegennarrativ.

Nun also durch die Wüste: Der beschwerliche Weg ins verheißene Land soll durch diese unwirtliche Gegend führen. Die bisher sich angestauten Zweifel, der Vertrauensverlust gegenüber Mose könnte unter den Israelit*innen nun auf die Spitze getrieben werden: »Bis hierher und nicht weiter! Lieber zurück und in sicherer Unfreiheit leben als diesen Weg einschlagen!« Zanken, Murren, Unverständnis – das waren die sozialen Begleiterscheinungen der *bneJ Israel*, der Kinder Israels, während der Flucht aus Ägypten.

Doch in unserem Predigttext spielt dies keine Rolle. Kein Aufbegehren oder heftige Kritik am Plan mehr. Es schlägt hier vielmehr durch: Die Begleiterin dieser Flucht ist die göttliche Bewahrung, der Segen für das Leben. Die Wolkensäule am Tag, die Feuersäule in der Nacht führt die Israelit*innen aus Ägypten in Sicherheit. Diese dynamische und bewegende Begleitung findet am Berg in der Wüste Sinai ihren personalen Ausdruck. Die glückende Flucht wird für Mose und damit stellvertretend für die Israelit*innen entschlüsselt: *Ihr habt miterlebt, wie ich Ägypten behandelt habe. Euch aber habe ich wie auf Adlerflügeln hierher zu mir gebracht. Die Erfahrung der Bewahrung und Rettung wird vorangestellt.*

Die Zusage, die an das Volk Israel ergeht, hat sich in der Not und Flucht gezeigt. Freudig stimmen die Israelit*innen ein: Ja, wir wollen in diesem Gottesverhältnis stehen. Ja, wir wollen danach handeln.

Die Rückschau auf die vergangene Zeit in Ägypten verbindet sich hier mit der Zusage der Erwählung Gottes. In der Phase der Not der Israelit*innen wählt sich Gott Israel als sein Eigentum. Das, was bereits in Ägypten und auf der Flucht geschah, war Ausdruck für Gottes Zusage, für Gottes rettende Hand. Doch in der Zusage der Erwählung steckt mehr: Gott fordert von den *bnej Israel* die eigene Beteiligung an diesem Verhältnis ein. Die Erwählung Israels wird so zu einem Akt der Emanzipation. Die Erwählung ist gebunden an das Mit-handeln der Menschen, der Israelit*innen. Gottes Gnade und Errettung ist dort, wo die Stimme Gottes gehört und nach ihr gehandelt wird; wo die Thora und die Bundesschlüsse nicht in Abrede gestellt werden. Die Antwort der Israelit*innen ist einhellig: Dieser Zusage Gottes wollen wir Taten folgen lassen. Die aktive Beziehung zwischen dem handelnden Gott und den Menschen, drückt sich in menschlichen Taten aus. Rückschau, Zusage und Ausblick auf die Zukunft Israels verbinden sich an dieser Stelle aufs Engste.

Und dieses Zusammenspiel von Rückschau und Ausblick kann auch für den Israelsonntag am heutigen Tag charakteristisch sein. Der Israelsonntag ist verbunden mit dem *Tischa B'av*, einem jüdischen Trauer- und Gedenktag an die zweifache Zerstörung des Tempels in Jerusalem. Der Trauer- und Gedenktag erinnert im Judentum an das Ende des Tempels; der Tag erinnert an Exil und die Vernichtung jüdischer Existenz in Jerusalem. Der *Tischa B'av* ist ein Erinnerungstag, an dem die fortwährende Gefährdung jüdischen Lebens thematisiert wird.

Der Israelsonntag, wie er im Protestantismus begangen wurde, steht dazu in einem schwierigen Verhältnis. Seit der Reformation wurde auch im Christentum auf die Zerstörung des Tempels geblickt. Jedoch nicht im (Mit-)Trauern, sondern bisweilen in der selbstvergewissernden Häme: Hat Gott nicht mit der Zerstörung des Tempels gezeigt, dass er seine Treue mit Israel beendet und aufgelöst hat? Die Abwertung des Judentums, der christliche Antijudaismus wurde bis ins 20. Jahrhundert am Israelsonntag zelebriert.

Erst in den 1960er Jahren änderte sich dies: Im Schatten der NS-Zeit wurde in Frage gestellt, inwiefern diese Deutung der Zerstörung des Tempels noch sag- und denkbar ist. Stimmen der eigenen verzagenden Klage über die Zerstörung des Verhältnisses zum Judentum wurden hörbar. Versuche wurden unternommen, gemeinsam mit dem Judentum die Zerstörung des Tempels in Jerusalem zu betrauern. Und auch wenn diese Versuche der gemeinsamen

Klage, der Bindung an das Judentum in den vergangenen Jahrzehnten formuliert wurden: Wir blicken auch heute noch auf die fortwährende Abwertung des Bundesschlusses zwischen Gott und Israel; wir sehen weiterhin die Aufkündigung und Bagatellisierung der Thora durch protestantische Theolog*innen. Es ist weiter präsent, dass der Protestantismus sich in einer Negativfolie von Gesetzlichkeit oder dem Pharisäischen meint abheben zu müssen. Weiter wird #Beziehungsweise auf eine fatale Weise der Abgrenzung ausbuchstabiert. Auch heute noch murren Christ*innen über die Auserwählung Israels, lehnen das Verhältnis Gottes mit Israel ab.

Also, zurück nach Ägypten? Zurück in die vermeintliche Sicherheit, nur in Christus das exklusive Heil zu sehen? Weg vom Sinai? Der Weg durch die Wüste ist auch für die Kirche, uns Christ*innen nicht beendet. Und so stehen wir am heutigen Israelsonntag mit am Gottesberg. Zurück in die alte Sicherheit der Abgrenzung und Abwertung? Die Sogkräfte sind weiter spürbar.

Wir sind heute in der Rolle der Zuhörer*innen: Wir hören heute das Wort der Auserwählung, das Wort der Zusicherung Gottes, der Gott Israels zu sein. Wir hören auf die Ankündigung Israels, in diesem Gottesverhältnis zu leben und danach zu handeln. Wir hören, dass die Zuwendung und Auserwählung Israels fortbesteht. Die Worte der Zuwendung und Auserwählung sind ausgesprochen an Israel; gelingt es uns zu hören und diese Worte nicht automatisch auf uns selbst zu beziehen?

Das Gehörte geht Christ*innen an, auch wenn es nicht an die Kirche gerichtet ist. Die Israelit*innen haben freudig und einhellig geantwortet. Es wäre an der Zeit, in diese Freude miteinzustimmen, und zwar über den Israelsonntag hinausgehend: In einem solidarischen Ja das Verhältnis zwischen Gott, Israel und den Menschen zu feiern. Es wäre an der Zeit, die Freude an der Gabe der Thora zum Ausdruck zu bringen; der Weg für Christ*innen in Richtung Jerusalem ist die Mitfreude an den Bundesschlüssen und an der Thora Gottes.

Auslegung zu Exodus 19,1-8

Partikularität und Universalismus

Jehoschua Ahrens

Die ersten Verse im 19. Kapitel von Exodus zeichnen ein besonderes und inniges Verhältnis zwischen Gott und Seinem Volk Israel. Doch diese spezielle Erwählung hat immer wieder zu Missverständnissen und sogar Hass gegen uns Juden geführt. Es hat in der Tat den Anschein, als wären wir Juden etwas Besseres oder moralisch überlegen. Selbst Juden haben das manchmal so verstanden und manche lehnten die Auserwähltheit ab, weil sie sie als Ursache von Missgunst sahen. Die Bedeutung des Auserwähltseins und die Rolle des jüdischen Volkes stellen sich allerdings ganz anders dar. Zwar geht Gott hier von der universalen Ordnung zum Partikularen und sondert eines der Völker von den anderen ab, aber gleichzeitig wird eben gerade dieses Volk eine besondere Belastung haben und die Verantwortung tragen müssen, alle anderen Völker zu segnen, um schließlich das Ziel zu erreichen, dass die gesamte Menschheit gesegnet wird. Hierin besteht die feste Verbindung des jüdischen Partikularismus und des jüdischen Universalismus. Beides geht nur miteinander.

Die Tora wurde übrigens nach jüdischem Verständnis nicht nur Israel angeboten. Jedes andere Volk hätte das auserwählte Volk werden können. Es heißt im Midrasch (Sifri, Devarim 343): »Ehe Gott die heilige Tora Israel auf dem Sinai offenbarte, erschien er den anderen Nationen und bot sie ihnen an. Die Nachkommen des Esau fragten, was darin geschrieben sei. Gott antwortete: es steht darin geschrieben, nicht zu töten. Die Nachkommen Esaus stießen sie zurück, indem sie ausriefen: unser Leben beruht auf dem Schwerte; vom Schwerte lebte der Vater; wir wollen dieses Gesetz nicht. Die Ismaeliten fragten, was darin geschrieben sei. Gott antwortete: es steht darin geschrieben, nicht zu rauben. Die Ismaeliten wiesen sie ab, indem sie riefen: Die unserm Vater geweihsagte Bestimmung war, mit allen im Krieg zu sein. Unser Leben beruht auf der Beute; wir wollen sie nicht annehmen. Ebenso fragten und ebenso antworteten die anderen Nationen, und alle schlugen sie aus.«

Kein Wunder, denn die Tora kommt eben nicht mit Geschenken oder besonderen Privilegien. Sie kommt mit 613 Mizwot (Geboten und Verboten), also speziellen Verpflichtungen. Der Midrasch zeigt aber auch einen anderen wichtigen Aspekt des jüdischen Glaubens. Für uns Juden gibt es zwei Grundwahrheiten, Jeziat Mizraim und Matan Tora, also der Auszug aus Ägypten und das Geben der Tora. Im Gegensatz zu den anderen Religionen sind es also keine mystischen Offenbarungen Einzelnen gegenüber, sondern Ereignisse,

die das ganze Volk erlebt, wie es in Vers 4 heißt: »Ihr habt gesehen, was ich Ägypten getan habe ...« Durch die Wahrnehmung von Hunderttausenden wird eine Täuschung völlig ausgeschlossen und der Glaube zur Gewissheit (siehe auch Vers 9).

Die Verpflichtungen der Erwählung werden in Vers 5 besonders schön illustriert. Den Bund wird es nur geben, wenn er gehütet wird und Israel immer auf Gott hört, »so müsst ihr mehr als alle Völker mir ausschließlich angehören, denn mein ist die ganze Erde.« Die Übersetzung von Rabbiner Samson Raphael Hirsch (1808–1888) veranschaulicht die Bedeutung und den Kontext des hebräischen Wortes Segula besonders schön. Segula ist ein Kleinod, ein besonderes Eigentum, das nur einem Einzigen, einem König oder ähnlichem gehört und auf das kein anderer ein Recht hat. Wie Rabbiner Hirsch in seinem Kommentar erklärt, ist die »Grundbedingung ... daher, dass wir in jeder Beziehung unseres Wesens, mit unserem ganzen Sein und unserem ganzen Wollen, ganz und ausschließlich Sein Eigentum werden ... und keiner anderen Macht ... die Leitung unserer Taten einräumen.« Das heißt, wir müssen gehorsam sein und permanent Gottes Gebote halten, um auserwählt zu sein und zu bleiben.

Die Erwählung ist also eine Forderung an uns, wie es auch der Folgevers 6 verdeutlicht: »Ihr sollt mir ein Reich von Priestern und ein heiliges Volk sein!« Also im Einzelnen wie Priester, die in besonderem Maße Gott dienen und huldigen und in der Gesamterscheinung heilig – ein Volk »das nicht dem eigenen Ruhm, der eigenen Größe, der eigenen Verherrlichung, sondern der Begründung und Verherrlichung des Reiches Gottes auf Erden angehört«, wie Rabbiner Hirsch schreibt, also der absoluten Herrschaft der göttlichen Ethik und Moral, wie sie in der Tora wiedergegeben wird.

Das jüdische Volk akzeptiert diese Regelung einstimmig (Vers 8): »Alles, was Gott gesprochen, wollen wir tun.« Dieser Vers steht in Verbindung mit Exodus 24,7, in dem es heißt: »[Mosche] nahm das Buch des Bundes und las es dem Volk vor. Sie sprachen: »Alles, was Gott gesprochen, wir wollen [zuerst] tun und [dann] hören.« Selbst bevor Israel den kompletten Wortlaut der Tora kannte, nahm es die Tora an. Laut Midrasch (Mechilta Nesikin 18) wunderte sich Moses darüber und sagte: »Wie kann euer Tun dem Hören vorangehen? Entspringt die Tat nicht gewöhnlich dem, was wir gelernt haben zu tun?« Sie antworteten ihm: »Wir werden tun, was immer wir von Gott hören werden.« So nahmen sie es auf sich, die gesamte Tora zu beachten, bevor sie die gehört hatten. Daher stammt der Ausspruch: »Von dem, dessen Werke seine Weisheit übertreffen, gilt: seine Weisheit wird Bestand haben.« Der Midrasch illustriert das bedingungslose Vertrauen in und den tiefen Glauben an Gott. Trotzdem

bedeutet das nicht, dass Juden die Gebote halten sollen, ohne deren Sinn zu kennen. Das Handeln mag im Judentum im Vordergrund stehen, doch das Hören, also das Lernen der Bedeutung, gehört gleichwertig dazu.

Der Bund, den Gott mit dem Volk Israel am Sinai schließt, ist aber nicht der einzige Bund, der in der Tora vorkommt. Übrigens ist keiner der vorherigen Bunde durch einen späteren Bund aufgelöst worden, sondern sie bestehen jeweils weiterhin. Besonders wichtig für den Kontext von Exodus 19 ist der Noachidische Bund. In Vers 4 heißt es zwar, dass Israel das Kleinod für Gott ist, aber es ist eben nur eines von vielen Nationen dieser Welt, mit denen das jüdische Volk natürlich in Verbindung stehen soll, denn sie gehören auch zu Gottes Schöpfung, »denn mein ist die ganze Erde«. Der Partikularismus des Sinai-Bundes mit Israel kann nur im Zusammenhang mit dem Universalismus des Noachidischen Bundes verstanden werden. In Genesis 9 schließt Gott nach der Flut mit Noah und seinen Nachkommen einen Bund und verlangt von den Menschen nur eine kleine Anzahl grundlegender ethisch-moralischer Regeln: Monotheismus, eine Gerichtsbarkeit, Tierschutz und Verbote von Mord, Unzucht und Raub. Diese Gebote gelten nach jüdischem Verständnis für die ganze Menschheit, denn Noahs Nachfahren waren auf der ganzen Welt (siehe Genesis 19,9). Das bringt Nichtjuden in eine komfortable Situation: sie müssen nicht alle 613 Gebote und Verbote der Tora halten. Wie der Rambam (Maimonides, 1135–1204) erklärt (Mischne Tora, Hilchot Melachim 8:10): »Wer aber nicht konvertieren will, soll nicht gezwungen werden, Tora und Gebote zu übernehmen. Vielmehr hat Moses aus dem Mund der göttlichen Kraft geboten, alle Menschen, die auf Erden wandeln, dazu anzuhalten, diejenigen Mizwot zu übernehmen, die den Nachkommen Noahs befohlen wurden.« Das Judentum ist keine missionarische Religion und Juden haben keinen privilegierten Status durch das Halten der Gebote der Tora. Ganz im Gegenteil, Nichtjuden entsteht kein Nachteil, sondern sie sind Juden völlig gleichgestellt, wie es beim Rambam heißt (8,11): »Wer die Sieben Gebote übernimmt und gewillt ist, sie zu tun, der gehört zu den Gerechten der Völker und hat Anteil an der kommenden Welt.«

Daher sind die Stellen in der Tora, in denen der Partikularismus Israels betont wird, eben gerade immer auch von einem starken Universalismus geprägt, wenn man sich die tiefere Bedeutung genau anschaut. Ein Beispiel sind die Teilnahmeregeln am Pessach-Fest, die man leicht missverstehen könnte. In der Tora heißt es (Exodus 12,34–45): »Gott sprach zu Mosche und Aharon: Dies ist die Bedingung des Pessach: Kein Fremder darf davon essen. Und jeder für Geld erworbene Knecht eines Mannes, den musst du beschneiden, dann darf er essen. Ein geduldeter Beisasse und Tagelöhner darf nicht davon essen.«

Auf den ersten Blick scheint Pessach also exklusiv für uns Juden zu sein und Fremde werden explizit ausgegrenzt. Es geht aber gar nicht um den Fremden als vielmehr um den Geist des Götzendienstes, der von Pessach ferngehalten werden soll. Rabbiner Hirsch erklärt in seinem Kommentar zu Vers 43, dass die Pessachfeier der ewig zu erneuernde Bundesschluss mit Gott ist. Aus diesem Grund müssen alle, die daran teilnehmen, sowohl national, also durch »Geburt, Hörigkeit oder Wahl«, als auch durch ihre Gesinnung diesem Bund angehören. Daher heißt die Bezeichnung des Fremden hier im Hebräischen *Ben Nechar* und nicht *Nochri*, das sonst übliche Wort für Nichtjude. *Ben Nechar* bezeichnet »das unjüdische, heidnische Wesen, das Heidentum, nicht den Heiden«, schreibt Hirsch.

Ben Nechar sei »derjenige, der entweder durch Geburt oder durch das Prinzip seines Wandels dem Heidentum angehört. Folgerichtig ist nach dem Kommentar von Raschi (1040–1105) jeder ausgeschlossen, dessen »Handlungen seinem Vater im Himmel entfremdet sind (Talmud Sewachim 22b) – und es ist sowohl ein Nichtjude als auch ein abtrünniger Jude darunter zu verstehen.«

Es geht hier also nicht um einen Ausschluss von Nichtjuden, sondern um den Kontrast zwischen Menschen, die nach Gottes Regeln leben, und jenen, die Gott ablehnen. Es verhält sich genauso wie beim Auszug aus Ägypten zwischen dem jüdischen Volk einerseits, das an Gott glaubte und Ihm vertraute, und dem ägyptischen Volk andererseits, das Gott ablehnte und seine Hoffnungen auf den Pharao setzte. Daher sind Juden, die sich vom Judentum abgewandt haben, von Pessach ausgeschlossen. Und Nichtjuden, die sich dem Judentum zugewandt haben, sind ein Teil des Pessach. Das passt auch zur Logik des Textes unserer Toralesung, in der es gerade einige Verse vorher heißt: »Auch eine große gemischte Menge zog mit ihnen hinauf« (12,38), also verschiedene Nationen, die sich dem Volk Israel beim Auszug aus Ägypten anschlossen, wie es Raschi erklärt.

In seinem Kommentar zu Vers 44 betont Rabbiner Hirsch aber darüber hinaus, dass das jüdische Volk in seiner »Willkommenskultur« sogar weiterging als jedes andere Volk. Selbst der Sklave, der überall sonst ein schlimmes Los hatte, fand im Haus von Juden »eine Freistätte«. Dort sei er »gesetzlich vor Misshandlungen geschützt« gewesen und habe, wenn er wollte, durch Beschneidung und Mikwe dem jüdischen Gottesbund angehört. »Er war wie die Kinder ein Glied des Hauses« und nahm wie sie am Pessachopfermahl teil, welches das Gottesvolk konstituierte.

Um wieder auf Exodus 19 zurückzukommen: Vers 7 fasst noch einmal die vorigen Verse zusammen. Nach genauem Auseinandersetzen und Klarmachen

von Gottes Wort wird die Anforderung – nämlich *Segula*, ein Kleinod für Gott, zu sein – und die Bestimmung – nämlich ein *Goi Kadosch*, ein Heiliges Volk zu sein – klar und damit die Aufgabe und Rolle des jüdischen Volkes in dieser Welt, nämlich gerade nicht für sich zu sein und zu bleiben, sondern mit und für die anderen Völker zu leben, damit durch das Beispiel seines Lebens nach Gottes Willen Israel ein Segen für alle Nationen wird und der Frieden und Gerechtigkeit für die ganze Menschheit eröffnet werden. Das ist die Mammutaufgabe von *Tikkun Olam*. Oft wird *Tikkun Olam* fälschlicherweise mit Social Action gleichgesetzt, doch das ist nur ein Teil. Wortwörtlich übersetzt bedeutet es so viel wie »die Welt reparieren/vervollkommen/vorbereiten [für die messianische Zeit]«. Im *Aleinu* (Schlussgebet) unserer Liturgie wird die Bedeutung sehr schön reflektiert: »Deshalb hoffen wir auf Dich, Ewiger, unser Gott, Dich bald in der Herrlichkeit Deiner Stärke zu sehen, um Götzen von der Erde zu beseitigen, Abgötter gänzlich auszurotten, die Welt zu vervollkommen als Reich des Allmächtigen und dass alle Sterblichen Deinen Namen anrufen ... alle Bewohner der Welt werden erkennen und wissen, dass jedes Knie sich [nur] vor Dir beugt, jede Zunge [nur] Dir schwört.«

Dieses aktive Handeln wird gerade durch einen weiteren Bund ganz zentral: Den Bund mit Abraham, in dem es heißt, dass er »ein Vater vieler Völker« (Genesis 17,4) werden wird und Gott ihn segnet und seine Nachkommen »mehren will wie die Sterne des Himmels und wie Sand am Ufer des Meeres ... Mit deinem Samen sollen sich auch segnen alle Völker der Erde zur Belohnung, weil du meiner Stimme gehorcht hast« (Genesis 22,17–18). Der Universalismus ist also ganz zentral im Judentum und wir Juden müssen immer das Wohl der ganzen Menschheit im Blick haben, denn davon hängt auch unser Wohl ab. Zugegeben, wie *Tikkun Olam* praktisch gehen soll, darüber steht wenig in der rabbinischen Literatur. Das sollte aber auch nicht wundern, denn die letzten zwei Jahrtausende waren wir verfolgt, diskriminiert, eine kleine Minderheit verstreut im Exil, ohne eigene Staatlichkeit. Wie sollen wir uns da mit universalen Weltaufgaben beschäftigen? Aber auch jetzt, da die Situation zum Glück anders ist, stellt sich schon ganz generell die Frage, wie wir als so kleines Volk eine so große Aufgabe übernehmen können. Es gibt zwei Möglichkeiten, Ethik und Moral zu vermitteln: durch universelle Gebote oder durch Beispiel. Die universellen Gebote haben wir schon seit Noach, aber leider hat sich die Menschheit bereits in seiner Generation und später nicht daran gehalten.

Also entschied sich Gott schließlich für das Beispiel. Tatsächlich macht das Sinn, denn auch aus unserer Erfahrung – beispielsweise mit Kindern und Jugendlichen – können wir sagen, dass ein echtes Vorbild hundertmal besser

wirkt als irgendwelche Regeln und Vorschriften. Wir alle haben unsere Vorbilder, an denen wir uns orientieren, die wir nachahmen. Gerade unsere schwache und verwundbare Position als Juden gibt uns die Möglichkeit, ein Vorbild zu sein. Die Sklaverei in Ägypten und der Auszug aus Ägypten, der mit unserem Bibeltext ganz eng verknüpft ist, waren Vorbild für die amerikanischen Sklaven und später die Bürgerrechtsbewegung in den USA, in denen auf weißer Seite nicht ganz zufällig viele Juden mitgewirkt haben – zum Beispiel Rabbiner Heschel, ein enger Freund und Vertrauter von Martin Luther King.

Wir dürfen nicht vergessen, dass viele Werte wie Wert und Heiligkeit jeden Lebens, Gerechtigkeit, Gleichheit vor dem Gesetz, Würde des Menschen, soziale Verantwortung, Nächstenliebe, das Friedensideal etc. eben kein Erbe der griechisch-römischen Philosophie und Kultur sind, sondern explizit und exklusiv aus der Bibel kommen. Das sind grundlegende Werte, die uns Juden und Christen miteinander verbinden und die es gilt, in der Welt zu verbreiten.

Zum ersten Mal wieder seit fast 2000 Jahren haben wir Juden die Möglichkeit, die Aufgabe von *Tikkun Olam* aktiv anzugehen. Dabei erkannten viele Rabbiner bereits in der Vergangenheit, dass wir das nicht alleine tun müssen. Rabbiner Jacob Emden (1697–1776) schrieb zum Beispiel: »Jesus hat der Welt eine doppelte Güte gegeben. Einerseits stärkte er die Tora von Moses auf majestätische Weise ... und keiner unserer Weisen sprach jemals in stärkeren Tönen über die Unveränderlichkeit der Tora. Andererseits beseitigte er die Götzen von den Völkern und verpflichtete sie auf die sieben Gebote Noachs, so dass sie sich nicht wie wilde Tiere des Feldes aufführten und lehrte ihnen beharrlich grundlegende moralische Eigenschaften ... Christen sind Gemeinden, die zum himmlischen Wohl wirken und zu Dauerhaftigkeit bestimmt sind. Ihre Bestimmung ist zum himmlischen Wohl und die Belohnung wird ihnen nicht versagt bleiben.«

Religiöse Christen – und natürlich auch Muslime – sind unsere Partner beim Vervollkommen dieser Welt. Heute verläuft die Grenze nicht mehr zwischen Christen und Juden, heute verläuft sie eher zwischen Menschen, die an Gott glauben, an Grundwerte, an eine verbindliche Tradition, und solche Menschen, die eben nicht religiös sind, die meinen, dass sie selbst entscheiden können, was richtig und was falsch ist. Die religiösen Traditionen dienen in Europa immer weniger als ein innerer moralischer Kompass und wichtige Quelle der gesellschaftlichen Werte und Normen. Heute leben wir in einer Zeit der Extreme: eine immer weiter fortschreitende Säkularisierung, die teilweise mit einer Abwendung von jeglichen Werten und mit einer antireligiösen Grundstimmung einhergeht, und andererseits ein erstarkender religiöser Fundamentalismus und Extremismus als Antwort.

Religionen werden daher häufig als Ursache für Konflikte und als Hindernis für ein Miteinander wahrgenommen – im besten Fall werden sie als neutral betrachtet. Dabei können gerade Religionen viel beitragen für ein friedliches Zusammenleben, die Integration in die Gesellschaft und das Gemeinwohl. Die Herausforderungen sind riesig, und nur gemeinsam können wir sie angehen!

Zuerst erschienen in Arbeitshilfe zum Israelsonntag 2017, S. 6
Herausgeber: Haus kirchlicher Dienste der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers.

Die Treue Gottes währet ewiglich...

Liturgieentwurf für den Israelsonntag 2021

Gabriele Scherle

Eingangsmusik

Begrüßung – Einstimmung

Am 10. Sonntag nach Trinitatis begehen wir den Israelsonntag. An diesem Tag bedenken wir Gottes Treue zu Israel. Durch alle Zeiten hindurch hat Gott seine Treue zum jüdischen Volk bewahrt. Diese Treue ist es, die auch uns und die ganze christliche Kirche trägt.

Lied

Nun jauchzt dem Herren, alle Welt! EG 288,1+5-7

Votum

Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn, der Bund und Treue hält ewiglich und nicht loslässt das Werk seiner Hände. Im Namen des einen Gottes feiern wir diesen Gottesdienst, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Gemeinde: Amen

Salutatio

Der Friede Gottes sei mit Euch

Gemeinde: Und mit deinem Geiste

Psalm im Wechsel

Psalm 30 EG 715 oder Psalm 111 EG 744
Vorgeschlagen Ps 122. (Er steht nicht im EG)

Ich freute mich über die, die mir sagten:
Lasset uns ziehen zum Hause des Ewigen!

Nun stehen unsere Füße
in deinen Toren, Jerusalem.

Jerusalem ist gebaut als eine Stadt,
in der man zusammenkommen soll,

wohin die Stämme hinaufziehen,
die Stämme des Ewigen,
wie es geboten ist dem Volke Israel,
zu preisen den Namen des Herrn.
Denn dort stehen Throne zum Gericht,
die Throne des Hauses David.
Wünschet Jerusalem Frieden!
Es möge wohlgehen denen, die dich lieben!
Es möge Friede sein in deinen Mauern
und Glück in deinen Palästen!
Um meiner Geschwister und Freunde willen
will ich dir Frieden wünschen.
Um des Hauses des Ewigen willen, unseres Gottes,
will ich dein Bestes suchen.
Kommt lasst uns anbeten

Responsorium:

Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist...

Hinführung zum Kyrie

(Quelle: Zentrum Verkündigung, Frankfurt)

Gott, ewig in deiner Treue zu Israel,
Was sollen wir dir sagen?
Was sollen wir beten, wenn wir nach Jerusalem blicken?
Diese Stadt –
die so viel Leiden sieht.

Was sollen wir beten, wenn wir auf uns blicken?
Christinnen und Christen überall und zu allen Zeiten –
die so viel Leiden verursacht haben.

Was sollen wir beten, wenn wir auf Deutschland blicken?
Dieses Land –
in dem es immer noch Feindschaft
gegen Menschen jüdischen Glaubens gibt.
Wir bitten dich, Ewige(r), um dein Erbarmen:

Responsorium:

Herr, erbarme dich; EG 178.11

Hinführung zum Gloria

Glücklich sind die, deren Hilfe der Gott Jakobs ist,
die ihre Hoffnung setzen auf den Heiligen, ihren Gott,
der Treue hält ewiglich und nicht aufgibt das Werk seiner Hände.

Responsorium:

Laudate omnes gentes/Lobsingt, ihr Völker. EG 181.6

Kollektengebet/Tagesgebet

Schöpfer der Welt, Du Gott Abrahams und Sarahs!
Durch Jesus hast du uns an die Seite deines Volkes gestellt,
dass wir uns an dein Erbarmen halten und nach deinem Willen leben.
Sende deine Geistkraft, dass sie uns auf diesem Weg leite.
Das bitten wir durch Jesus Christus, unseren Bruder,
der mit dir und dem Heiligen Geist lebt und wirkt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Gemeinde: Amen

Lesung aus dem Alten Testament

5. Mose 4,5-10 oder 2. Mose 19,1-8 *(vorgeschlagener Predigttext)*

Lied

Lobt Gott den Herrn, ihr Heiden all. EG 293

Lesung aus dem Neuen Testament

Markus 12,28-34

Responsorium:

Halleluja, Hallelu-, Halleluja. EG 182,1

Glaubensbekenntnis

Lied

Du meine Seele, singe. EG 302, 1-3+8

Predigt

zum vorgeschlagenen Predigttext 2. Mose 19,1-8, *siehe auch Predigt Seite 8*

Lied

Wohl denen, die da wandeln; EG 295,1-4

Fürbitten

Barmherziger Gott, Schöpfer der Welt.
Wir danken dir,
dass Deine Treue und Dein Erbarmen kein Ende haben.

Wir bitten dich
für unsere jüdischen Nachbar*innen,
die sich angesichts von Antisemitismus und Judenfeindschaft
immer noch nicht sicher fühlen können in unserem Land –
hilf uns aufmerksam zu sein für ihre Nöte
und an ihrer Seite zu stehen, wann immer sie es brauchen.

Wir bitten dich
für alle, die sich um eine Verständigung
zwischen Juden und Christen mühen.
Schenke ehrliche Begegnungen,
die den Schwierigkeiten nicht ausweichen
und lass das Vertrauen weiter wachsen.

Wir bitten dich
um Frieden für Israel und Palästina, für die ganze Region,
dass endlich die Zeit kommen möge,
in der alle unter ihren Feigenbäumen und Weinstöcken
sicher wohnen können.

Vater unser

Lied

Großer Gott, wir loben dich; EG 331,1-3+11

Segen

Musik zum Ausgang



König Salomo, die Königin von Saba, der Arzt Simeon, der Diener Ahisar – die Spielfiguren gehören zur Bibelgeschichte »Salomo und die Königin von Saba« und lassen die großen Zeiten der israelitischen Königreiche wieder auferstehen. Käthe Baer-Freyer stellte die Figuren 1924 aus Sperrholz her und bemalte sie. Dazu erschien ein Buch mit biblischen Geschichten in Versen, gereimt von ihrem Ehemann Albert Baer. Das Ehepaar stand der zionistischen Bewegung nahe und wollte mit seinem Puppenspiel Kinder auf eine mögliche Auswanderung nach Palästina vorbereiten. Schenkung von Eri Heller.

Geliehene Worte

Andacht zum Wochenspruch Psalm 33,12

Marie Hecke

Der Wochenspruch für den 10. Sonntag nach Trinitatis steht in Psalm 33,12:
»Glücklich die Nation, deren Gott die Lebendige ist, das Volk, das sie zu ihrem Erbe erwählt.«

Prolog

Meine vierjährige Tochter hat sich ein Buch vom Nachbarkind geliehen und will darin malen. In unseren Büchern machen wir das manchmal, malen am Ende der Kapitel ein Bild. Diesmal verbiete ich es ihr. Ich versuche ihr zu erklären, was es bedeutet, sich etwas zu leihen: der sorgsame Umgang, der von Nöten ist, und das Vertrauen, dass es erfordert, das geliebte Bilderbuch in fremde Hände zu geben. Das Nachbarkind verlässt sich darauf, dass wir keine Seite herausreißen, keine Bilder in dem Buch malen, sondern darauf gut aufpassen.

Wenn wir die Psalmen Israels als Wochenspruch in einer Andacht auslegen oder zu Beginn des Gottesdienstes sprechen, dann leihen wir uns Worte, dann sprechen wir die Gebete Israels mit.¹ Der Israelsonntag gibt uns die Möglichkeit, uns das bewusst zu machen. Wir hören die Worte Israels in den Psalmen: Ihr Bitten, ihre Wünsche, ihre Freuden, ihre Ängste und können mitbitten, mitwünschen, uns mitfreuen, die Ängste teilen. Dem Wörtchen »mit« kommt hier besondere Bedeutung zu. In ihm wohnt eine ganze Theologie. Die Psalmen sind nicht unser Besitz, sondern wir leihen uns die Worte, und dies gilt es ohne Projektionen und Neid auszuhalten.

Mitfreuen

*Meine Tochter ist von meiner Erklärung nicht überzeugt und schiebt ihre Unterlippe vor:
»Ich will das Buch aber auch haben. Es ist ungerecht, dass es Klara gehört.« Neid und Wut sprühen aus jeder ihrer Poren.*

»Glücklich die Nation, deren Gott die Lebendige ist, das Volk, das sie zu ihrem Erbe erwählt« – mir diese Worte von Israel zu leihen, heißt mich mitzufreuen. Nicht angstvoll bei dem zu verharren, was ich nicht habe, sondern von mir selber abzusehen. Wie die Seligpreisungen in der Bergpredigt des Matthäusevangeliums ist der Vers aus Psalm 33 ein Gratulationsruf, ein Glückseligkeitsruf, eine verlässliche Zusage: Israel darf und kann sich freuen. Es ist der

Augapfel der Lebendigen, ihr Erbe. Die Treue Gottes ist beständig. Israel ist, so beschreibt es Erich Zenger, »in der Tat selig zu preisen, weil JHWH es sich aus allen Völkern erwählt hat, als sein ›Erbteil‹, d.h. als Gebiet seiner Königsherrschaft, an dem er hängt, und das sein Krongut, ja Kronjuwel ist (vgl. Ex. 19,6).«² Kann ich mich ohne Neid mitfreuen mit Israel über sein Erbe, über seine besondere Gottesbeziehung, über die Zusage, dass Israel das geliebte Kind Gottes ist?

Für uns richtig

In meiner Tochter arbeitet es. Sie versucht zu begreifen. »Aber darf ich das Buch dann überhaupt lesen? Ich kann es doch kaputtmachen?«, fragt sie und sieht dabei etwas verunsichert aus.

Die Psalmen sind nicht an uns gerichtet und doch für uns richtig.³ Sie sind in eine andere Zeit, zu einem anderen Volk gesprochen, uns fremd und doch sprechen sie heute zu uns, haben uns etwas zu sagen, sind ein wichtiges Fragment unserer christlichen Identität. Diese Ambivalenz im wortwörtlichen Sinne, als eine, die beide (lateinisch ambo) gelten (lateinisch valere) lässt, gilt es zu entdecken, weil in dieser Mehrdeutlichkeit ganz viele Schätze versteckt sind – auch für uns Christ*innen. Das gilt auch für Psalm 33: So kann ich dort, wenn ich ihn mitlese und mitbete und mich mit Israel mitfreue, Folgendes finden: Der Psalm singt davon, dass der Gott Israels Gott aller Menschen ist. Die Lebendige, die Gottheit, die mitgeht und mitsein wird, ist als Gott Israels, als Mutter Jesu Christi, eine lebendige Gottheit aller Menschen, also auch mein Gott, auch ich bin mitgemeint. Und gleichzeitig fordert der Vers mich heraus. Wenn ich die Psalmen mitlese, mitbete mit Israel und es wirklich ernst nehme, dass Israel der Erbe Gottes, das geliebte Volk ist, dann kann ich nicht unbeteiligt gegenüber Antisemitismus sein, dann ist die logische Konsequenz des Mitbetens das solidarische Tun, ein Mittun, gegen antisemitische Worte und Taten, dann muss ich mir Proteste zumuten, denen ich sonst vielleicht lieber ausweiche. Dann holen die geliehenen Worte mich vielleicht aus meiner Komfortzone heraus und sind darin wirklich für mich richtig.

Epilog

Meine Tochter und ich sitzen auf dem Sofa, lesen das Buch, freuen uns, lachen, fiebern mit und diskutieren die Geschichte. Als wir sie dreimal gelesen haben, klemmt sie es sich vorsichtig unter den Arm und bringt es ein Stockwerk tiefer zum Nachbarkind zurück. »Nächste Woche darf ich es mir wieder ausleihen«, sagt sie ganz zufrieden, als sie wiederkommt.

-
- 1 Vgl. dazu Jürgen Ebach, *Das Alte Testament als Klangraum des evangelischen Gottesdienstes*, Gütersloh 2016, 88.
 - 2 Erich Zenger, *Die Nacht wird leuchten wie der Tag*, Freiburg 1997, 195-201, 199f.
 - 3 Vgl. Ebach, *Das Alte Testament*, 168.

Exegetische Auslegung

Psalm 122

Lorenz Wilkens

Der 122. Psalm gehört zu der Gruppe der Wallfahrtslieder, die nach dem hebräischen Wortlaut »schir'm hama'alôth« als »Gesänge des Aufstiegs« oder »Stufenlieder« bezeichnet werden. Es handelt sich um 15 Psalmen: 120 bis 134. Ihr Sitz im Leben ist die Pilgerreise nach Jerusalem, die mit drei Festen des jüdischen Volkes verbunden war: »Pessach« (zur Feier der Befreiung des Volkes Israel von der ägyptischen Herrschaft – die Kirche hat an seine Stelle das Osterfest gesetzt), »Schawuot« (dem Wochenfest, der Feier der Promulgation der Torah am Sinai – die Kirche feiert in derselben Zeit das Pfingstfest) und »Sukkot« (dem Laubhüttenfest zur Feier der Ernte). In Jerusalem befanden sich das politische, das juridische und das religiöse Zentrum des jüdischen Volkes: Burg und Tempel. Die Burg war um 1000 v. Chr. Geb. von König David erobert, der Tempel von seinem Sohn und Nachfolger Salomo errichtet worden. Nach der Kultreform des Josia (der von 640 bis 609 v. Chr. Geb. als König über das Südreich Juda herrschte) war der Opferkult im Lande dem Tempel vorbehalten.

Die Pilgerreise – wahrhaft eine Ausnahmezeit! Getrennt vom gewohnten Alltagsleben, von Nachbarschaft und Arbeit, doch mit den Gefährten durch ein besonders akzentuiertes religiöses Ziel verbunden – den Tempel, die Stätte, an der man die Nähe Gottes und mithin die Erneuerung des Bewusstseins von seinem heiligen Willen und seiner liebenden Zuwendung zum Volk erwarten durfte. So war die Reise auch mit einer ungewöhnlich intensiven Empfindung des Sozialen verbunden: Die Pilger wurden durch das Bewusstsein ihres gemeinsamen Ziels erleichtert und belebt; ihr Geist wurde geläutert.

Psalm 122, das ist das zweitlängste von den Stufenliedern und jenes zugleich, das über Zweck und Wirkung der Pilgerreise die bündigste und klarste Auskunft erteilt. V. 4: »Dort zieh'n hinauf die Stämme, / die Stämme Gottes, / das Wissen Israels zu preisen, / den Namen seines Herrn.« Sie ziehen hinauf im wörtlichen wie im übertragenen Sinne: Ja, es handelt sich um den Berg Zion; dort aber erfahren sie den erhebenden Impuls des Gotteslobs, der dem Wissen entspringt, das dies Volk ausmacht, dem Wissen, das zugleich die Befreiung darstellt von den Erfahrungen der gesichts- und richtungslosen Wirklichkeit, die den Alltag oft bedrückt und zur Unkenntlichkeit entstellt. Der Name Gottes – das ist die Verbindung mit dem Geist, der nicht das ganz Andere der irdischen Wirklichkeit ist, durch welchen

sie entwertet würde, sondern im Gegenteil ihr Ursprung, durch den sie beglaubigt, eröffnet, erhalten und erneuert wird. Und somit zu dem Wissen Israels: dem Schatz der Geschichten, die dafür stehen, dass uns die Wirklichkeit nicht auf den Schultern liegt wie ein gestaltloser Klumpen, in den wir nicht eindringen, in dem wir nichts voneinander unterscheiden können und den wir daher am liebsten von den Schultern werfen würden, sondern dass von ihr selbst, der Wirklichkeit, die Einladung ausgeht, sie zu artikulieren, zu entwickeln und als den Schatz zu Herzen zu nehmen, in dem wir nicht nur die Mittel entdecken können, sie zu bestehen, sondern auch die Energie, sie in die Hand zu nehmen, zu ihrer Entfaltung beizutragen und sie mit unseren Mitmenschen zu teilen.

Somit zu V. 5: *»Und dort stehen die Throne – / die Throne des Gerichtes Davids.«* Der Psalm weist darauf hin, dass in Israel der König auch das Amt des Richters innehatte; die exekutive und die judikative Gewalt lagen in einer Hand. In diesem Zusammenhang erinnert der Psalm an König David, den Sänger, den Psalmisten. Er war der König, dem die Tradition das größte, das umfassendste Charisma nachsagte. Regierung, Gericht und Musik; dazu war er ein großer Feldherr und Liebhaber. Wie willkommen fügte sich die Erinnerung an ihn zu dem angeregten Geist der Pilger! Sie wurde zu dessen Bild. Und so entband sie unwillkürlich, ohne jeden Zwang in ihnen – V. 6 – 8 – die Segenswünsche, die sie in die Stadt mitgebracht hatten: Glück und Ruhe, Frieden und Sicherheit.

Endlich V. 9, der Schluss des Psalms: *»Und denk' ich an das Haus des Herrn, / so suche ich für dich nach Gutem.«* Nach der Erinnerung an David nun das Bild des Tempels; darin fassen sich alle Gedanken, alle Wünsche der Pilger zusammen, die sich auf die Stadt Jerusalem beziehen. Denn der Tempel – das ist nicht nur das zentrale Monument des Gemeinwesens Israel und seiner wechselvollen Geschichte. Er ist vor allem das Monument seiner Begegnungen mit Gott. Wer hier ankommt, erfährt das Gemeinwesen, das soziale Leben des jüdischen Volkes in seiner Ganzheit und Vielfalt – befreit von den Grenzen, die seine individuelle Existenz ihm auferlegen, den sozialen Zwängen seines Wohnortes und den mit der Arbeit verbundenen Belastungen, alles in allem: dem Leiden an den Grenzen seiner individuellen Existenz. Hier ist er Mensch, hier darf er's sein.

Und seinem Geiste öffnen sich die Tore – das Tor zum sozialen Leben, das Tor zu seiner Geschichte, das Tor zu seinem Gott.

Nachbemerkung: Die Psalmen 120 -134 – die »Stufenlieder« – werden in der Zeit vom Laubhütten- bis zum Pessach-Fest an jedem Sabbat-Nachmittag in der Synagoge rezitiert.

»Sprich – doch scheide das Nein nicht vom Ja« (Paul Celan)

Beten mit Psalm 30

Helmut Ruppel

Dem biblischen Sprechen nahekommen, im biblischen Denken zu atmen – kaum einem war es so gegeben wie Paul Celan. »Bete, Herr. Wir sind nahe« (»Tenebrae«) ist eine Wendung, die dem Psalmen-Weitersprechen in völlig säkularer Zeit entspräche. Auffällig ist die große Zurückhaltung – mit eindrücklichen Ausnahmen¹ – protestantischer Stimmen gegenüber Celan, während er in der katholischen Literatur sehr nachdenklich aufgenommen wird; verwendet Celan doch viele Wortanklänge an katholische Frömmigkeit. Das mag mit vielem zusammenhängen – seiner »säkularen Spiritualität«, der tief empfundenen Nähe zu mystischem Sprechen und Schweigen, der Aufmerksamkeit für »Meister« Eckart – vor allem aber mit seiner Herkunft aus dem osteuropäisch katholischen Raum und der großen Liebe zur russischen und französischen lyrischen Tradition, aus der er – denk- und gefühlsverwandt – viele Werke übersetzte. Celan, der Über-Setzer, ist ein kaum beachtetes Thema.

Der 100. Geburtstag Paul Celans am 23. November 2020 war Anlass auch für christliche Theologen, wieder auf ihn zu hören. Vor allem der katholische Systematiker Jan-Heiner Tück (Wien) nahm Celans Dichtungen als »theologische Provokation« wahr und publizierte sehr anregende Aufsätze und den Band »Gelobt seist Du, Niemand.«, der den Opfern der Shoah einen Ort in der eigenen Sprache zu geben versucht; er verwendet die Celan'sche Prägung »Vom Unbestattbaren her«. Dabei sei am Rande erwähnt, ob nicht auch die Wendung vom »Holocaust-Gedenktag« innerhalb kirchlicher Sprache angefragt werden sollte. Die diesjährigen Ansprachen zum 27. Januar im Bundestag verwendeten »Shoah«. Die katholische Theologin Lydia Koelle hatte zuvor in ihrem Band »Paul Celans pneumatisches Judentum – Gott-Rede und menschliche Existenz nach der Shoah« schon vor Jahren (1997) nachgespürt und wahrgenommen. Unter den Protestanten hat eindrücklich und mit großem Gewinn für eine Anthropologie der Psalmen Bernd Janowski in seinen »Konfliktgespräche[n] mit Gott« Gedichte Celans herangezogen und ausgelegt (wie Arbeiten von Paul Klee!), vermochte er doch an Celans Gedicht »Psalm« anzuknüpfen².

Damit sind wir beim biblischen Psalm 30 angelangt, einem Psalm voller Goldkörner christlicher Tradition – aber ist er es auch? Kennen wir den Psalm über-

haupt? Wir wissen nicht, ob Celan ihn »erkannt«, eins mit ihm war. Er ist ihm beim Zusammenhalten von Nein und Ja nahe verwandt.

Hören wir Psalm 30 in einer Übersetzung »frei nach dem hebräischen Metrum in deutsche Verse übersetzt« von Lorenz Wilkens:

- 1 Ein Gesang – ein Lied zur Weihe des Hauses
von David
- 2 Erhöhen will ich dich, o Herr,
denn du hast mich erlöst.
Du hast nicht zugelassen,
dass meine Feinde sich an mir vergnügen.
- 3 Zu dir rief ich, o Gott,
und du hast mich geheilt.
- 4 Du hast mich aus der Unterwelt geholt,
du riefest mich zurück von denen, die hinab müssen.
- 5 So singt dem Herrn, die ihr ihn liebt!
Rühmt sein heiliges Gedenken!
- 6 Sein Zorn – er dauert einen Augenblick,
ein Leben lang sein Erbarmen.
Am Abend herrscht das Weinen,
am Morgen kommt der Jubel.
- 7 Ich sprach in meiner Ruhe:
Niemals will ich wanken.
- 8 Du stellst mich, Herr,
auf hohe Berge.
Doch als du dein Angesicht verbargst,
kam über mich Entsetzen.
- 9 Mein Gott, mein Herr,
ich rief hinauf zu dir und flehte.
- 10 Was nützt dir denn mein Blut,
wenn ich in die Grube fahre?
Könnte denn Staub dich preisen
und deine Treue loben?
- 11 Höre mich, o Herr, erbarme dich und komm zu Hilfe!
- 12 In einen Tanz verwandeltest du meine Klage,
hast mich befreit vom Trauermantel,
mit Freude mich gegürtet.
- 13 Damit meine Ehre niemals müde werde,
dir zu singen, mein Herr und mein Gott,
ich will dich rühmen allezeit.

Die Version im Evangelischen Gesangbuch hat die Überschrift: »Herr, mein Gott, ich will dir danken« – das trifft auf die Verse zu, auf Psalm 30 nur mittelbar, denn der zieht alle Register gegen Gott, lärmt in voller Klage und Anklage. Zerrissenheit und Verzweiflung, Angriffe auf Gott in spitzzüngiger Widerrede. Doch das erfährt nur, wer zur Bibel greift und sieht, dass die Gesangbuchkommission im Übereifer der christlichen Seelenschonung kräftig Zensur betreibt – die Verse 2b.4.7-11 fehlen! Das Psalmgefüge ist damit gänzlich entdramatisiert, worauf und warum der Dank ertönt, bleibt »außen vor«. »Du hast meine Klage verwandelt in einen Tanz, den Sack der Trauer ausgezogen...« – welche Klage, welche Gründe zum Trauermantel, fragt man.

Die Goldkörner, die Perlen der Dankeskette sind geblieben – durch welche Tiefen und Todesnöte sie hindurch mussten – besser verschweigen!

Die Gründe, dies zu rechtfertigen, kenne ich – keine Zumutungen für die Gemeinde, keine Überforderung im Gottesbild, keine Verstörung im Glaubenshaushalt – die große Schonung! Man muss der Heiligen Schrift einmal die Hand führen, damit die Glaubenden nicht erschrecken.

Diese Bevormundung in der Sache offenbart ein Gemeindebild, das wirklich traurig ist: Leicht erschreckbar, unselbständig, gedankenarm, irgendwie zurückgeblieben, darf »Danke« sagen, hat sich aber dazu gar nicht hindurchgerungen, weiß nicht, angesichts welcher Bedrohung. Bibel in Schonkost. Von der Reformation zum Reformhaus? »Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!«, dieser Grundton tönt auch durch die gelöschten Verse:

»Du hast mich aus der Unterwelt geholt, du riefest mich zurück von denen, die hinab müssen.

Ich sprach in meiner Ruhe: Niemals will ich wanken. Du stellst mich, Herr, auf hohe Berge. Doch als du dein Gesicht verbargst, kam über mich Entsetzen. Mein Gott, mein Herr, ich rief zu dir hinauf und flehte.

Was nützt dir denn mein Blut (mein Leben), wenn ich in die Grube fahre? Könnte denn Staub dich preisen und deine Treue loben? Höre mich, o Herr, erbarme dich und komm zu Hilfe!«

»Ich lasse dich nicht!«, diese Satzhälfte enthält die gesammelte Kraft, Gott den Segen abzurufen, in unserem Psalm das Leben abzurufen. Lässt man diese Bitte aus, löscht man im Grunde alles, worum es Beter und Beterin geht. Man löscht die Stimme Celans mit ihrem »Bete, Herr...

Die Bonner Systematikerin Cornelia Richter fragt in einer Predigt³: »Wer betet hier?«, eine Frage, auf die die Gesangbuchversion rasch eine Antwort hat: Ein aus tiefstem Herzen Dankender. Er war in der »Tiefe« und wurde aus ihr

errettet. »Tiefe« kann für vieles Schreckliche stehen, in Virus-Schrecken-Zeiten für den elementaren Mangel an Leben, das heißt biblisch wie gegenwärtig: Atem. Seele und Kehle sind in einem Wort gefasst, *nefesch*, durch sie hindurch leben wir, atmen wir. Die Schöpfungsgeschichte beginnt mit der Überwindung der »Tiefe«. Doch die Betenden, die Dankenden sind aus der Tiefe gerettet, mag am Abend noch das Weinen regieren, der Morgen kommt bestimmt, ganz gewiss, das ist unsere Zuversicht.

Noch einmal: Wer ist der Beter? Ein Dankender allein? Offensichtlich gerät ihm eine leichte Sorglosigkeit, ein »Schuss Überheblichkeit« (Richter) ins dankende Herz – wie nachvollziehbar! Wer wieder gehen kann, will auch hüpfen, springen, rennen, ist unbesiegbar geworden: »Niemals will ich wanken!« Und unvorhergesehen (um nicht Hitlers Lieblingswort »schlagartig« zu sagen), unversehens, gänzlich unerwartet überfällt einen die furchtbare Erfahrung: »Du verbargst dein Antlitz!«

Wer von »Angesicht zu Angesicht« lebt, erlebt Lebensverlust, Todesnähe, das Ringen um Atem, »kam über mich Entsetzen«. Im Psalm ertönt jetzt ein »Schrei nach Hilfe, der die Aggression der Panik in sich trägt, der aus Angst um sich schlägt: »Was nützt dir mein Blut, wenn ich zur Grube fahre? Wird dir auch der Staub danken und deine Treue verkündigen? Herr, höre und sei mir gnädig! Herr, sei mein Helfer!« Die Toten, so das alttestamentliche Verständnis, können Gott nicht mehr loben. Deshalb ist der Schrei nach Hilfe zugleich eine Drohung. Du schadest dir selbst, Gott, wenn du mich jetzt nicht errettet. Es ist ein Handel: Rettung gegen Lob und Treue. Nur wer lebt, kann Gott die Ehre geben. Entscheidend ist freilich auch hier – selbst wer so mit Gott spricht, wem die Wut das Wort führt, spricht noch mit Gott. Die Verzweigung macht sich Luft, aber sie wendet sich nicht ab.«⁴

Richter hat den theologischen Nerv getroffen – Celan verdichtet ihn: »Sprich – doch scheide das Nein nicht vom Ja«. In der Schärfe des Angriffs hat es ihnen vor fast 250 Jahren (1774-1776) Moses Mendelssohn vorgeschrieben: »Was nützt mein Blut, dass ich soll ins Verderben sinken? Wird Staub dir danken? Verkünden deine Wahrheit?« Diese beiden äußerst verknüpften Fragen-Atem-Stöße lassen nur noch ein »Erhöre mich, Herr!« zu (M. M., Die Psalmen, Henssel, Berlin 1991). Zu welchen Argumenten greift der Beter? Will er den Schöpfer bei dessen Lobe-Bedürftigkeit fassen? Lässt du mich sterben – ein lobend-dankendes Geschöpf weniger? Für mein Gehör ist das ein unfasslicher Vorstoß, ein Handel, ein Fechten, wie es in Psalm 88, 11-13 sich zuspitzt: »Wird im Grab erzählt deine Güte? Du solltest ein Wunder tun für die Toten!«. Janowski konstatiert: »Es geht um das *Leben des Beters* und um das *Gottsein Gottes* – dieses aber nicht ohne *jenen*.«⁵ Das nennt man wohl ein *argumentum ad deum*.

»JHWH soll erkennen, dass sein Eigeninteresse es ihm verbieten müsste, den Beter vorzeitig in die Scheol zu verbannen, da er sich dadurch eines kostbaren Zeugen und Verehrer seiner Güte und Treue berauben würde.«⁶ Was tun? Auf keinen Fall ins Gesangbuch aufnehmen! Und so steht er auch nicht dort...

Martin Luther, der große Psalmenverehrer, war zutiefst erschrocken angesichts des Zusammenhangs von der Zukunft Gottes und der Zukunft der Betenden und Bekennenden; er erkennt, dass er in eine Auseinandersetzung mit der mittelalterlichen Gebetstradition gerät. Hatte diese denn den Vers »Du thronst auf den Lobgesängen Israels« vergessen (Psalm 22)? Hier sind wir an die Wurzel biblischer Gottesrede gelangt: Immer geht es um die Hoffnung auf den rettenden Gott, selbst dann, wenn nach menschlichem Ermessen nichts mehr dafür spricht. »Ich lasse dich nicht, du rettetest mich denn!«.

Das sind bundesgemäße Klage, Anklage, Hoffnung, Vertrauen und das appellatorische Nein im nie aufgegebenen Ja. »Unser Tod ist deine Niederlage!«, sie erinnern Gott an Gott. Auch die Sprache kommt an ihr Ende. Versiegt im Tod die Sprache des betenden Menschen, versiegt Gottes Wirklichkeit. Gibt es einen größeren Grund, Psalm 30 zu beten, wie er im Psalter steht? Es gilt: »Sprich – doch scheide nicht das Nein vom Ja.«.

1 Bernd Janowski, *Konfliktgespräche mit Gott, eine Anthropologie der Psalmen*, Neukirchener Verlag 2001; in dem von Heike Krötke herausgegebenen Band. »Ein Wort – ein Glanz, ein Flug, ein Feuer«, Theologen interpretieren Gedichte, Stuttgart 1998, gibt es schöne Auslegungen Celanscher Gedichte, u.a. von Martin Uhle-Wettler (»Tenebrae«), Christoph Demke (»Corona«) und Ernstpeter Maurer (»Sprich auch du«).

2 a.a.O., S. 219-221.

3 Cornelia Richter, Gottesdienst am 3. Advent, 11.12. 2016, Schlosskirche Bonn, docplayer.org/75120402

4 Richter, a.a.O.

5 Janowski, a.a.O., S. 236

6 Janowski, a.a.O., S. 246

Im Zusammenhang lehrreich: Emmanuel Levinas, *Zur jüdischen Leseweise der Bibel*, in: Ders., *Außer sich, Meditationen über Religion und Philosophie*, hrsg. v. Frank Miething, München 1991.

Auf die biblisch-theologische Stimme Celans und ihrem ihr innewohnenden Verstummen hört die eben veröffentlichte große Arbeit von Jan-Heiner Tück, *Gelobt seist du, Niemand: Paul Celans Dichtung – eine theologische Provokation*, Freiburg 2020, 352 S. (siehe auch die Rezension auf Seite 70).

Rassismus- und antisemitismuskritische Fragmente für die theologische und religions- pädagogische Praxis

In der Predigthilfe und den Materialien für die Gemeinde zum 27. Januar 2021 stellte Aktion Sühnezeichen Friedensdienste Dominik Gautiers neuen Blick auf Dietrich Bonhoeffer, verbunden mit der Suche nach einer rassismuskritischen Theologie, vor. Ebenfalls wurde bereits Nina Schmidts und Christian Staffas Reflektion von Jesusdarstellungen vorgestellt. In ihrer gemeinsamen Hinführung zu den rassismus- und antisemitismuskritischen Fragmenten heißt es:

»Die Auseinandersetzung mit Antisemitismus und Rassismus in der Mitte der Gesellschaft ist unerlässlich. Diese Aufgabe erfordert größte Anstrengungen, denn beide sind komplexe, wandelbare und hartnäckige Gegner. Sie unterteilen manchmal offen, aber zumeist subtil in ›uns‹ und ›Anderer‹. ›Uns‹ wird dabei Normal-Sein, Überlegenheit, aber auch Verwundbarkeit attestiert, ›Anderer‹ werden als Problem und Bedrohung wahrgenommen oder aber schlicht ignoriert – immer spielt hierbei die vermeintlich bessere oder schlechtere Herkunft, Religion, Kultur und sogar ›Rasse‹ eine Rolle. (...) Wir sind nur Teil der Lösung, wenn wir uns als Teil des Problems verstehen. Wir können nur gegen Antisemitismus und Rassismus denken, unterrichten und beten, wenn wir üben, uns selbst zu kritisieren, sowie offene Ohren für die Kritik derer zu entwickeln, deren Stimme meist überhört wird. (...) Wir präsentieren hier nun eine Sammlung von Texten, die diesen angedeuteten Linien und Zugängen folgen: Sie suchen nach den Brüchigkeiten in Theologie, nach den offenen Fragen, nach den Ambivalenzen und Unstimmigkeiten. Sie hinterfragen scheinbare Wahrheiten, schauen kritisch auf Gesetztes und rütteln so an Selbst- und Weltbildern. Jeder Text ist verbunden mit einem oder mehreren Impulsen für eine religionspädagogische und/oder gottesdienstliche theologische Praxis. Sowohl Texte als auch Impulse verstehen wir vielmehr als Mosaikteile, als Anregungen und Angebote in bisher beschriebener Art weiter zu denken. Das fragmenthafte, unabgeschlossene und im Prozess Begriffene, das wir als Kernelement einer rassismus- und antisemitismuskritischen Praxis begreifen, ist so nur folgerichtig auch der Zugang, dem wir mit unseren Materialien und Methoden folgen.«

Der volle Wortlaut dieser Hinführung ist in der Predigthilfe zum 27. Januar 2021 ab Seite 36 nachzulesen. An dieser Stelle hier geben nun Christian Staffa und Aline Seel erneut Praxisimpulse, hier für die Gestaltung von Gottesdienst und Abendmahl.

Das gottesdienstliche Votum¹

Christian Staffa

»Die ersten Worte im Gottesdienst sind wichtig. Menschen kommen aus dem Bett, vom Frühstück, von irgendwo, und es soll deutlich werden, was nun ›angesagt‹ ist, wo sie sich befinden und was folgt. Dem dient neben der persönlichen Ansprache auch die Ansage des Namens, in dem wir zusammenkommen. Wir sind nicht allein im eigenen Namen versammelt.«²

Die Namen Gottes sind viele und Vater ist nur einer von ihnen. Diese Vielfalt gilt es mithilfe der Hebräischen Bibel wieder ins Gedächtnis zu rufen. »Insgesamt lässt sich für das Alte Testament festhalten, dass Gott zwar in je konkreten Beziehungen Vater genannt werden kann, dass das jedoch nur recht selten geschieht, und vor allem, dass von einer definitorischen Bezeichnung Gottes als Vater nicht die Rede sein kann. Vielmehr handelt es sich um Bildworte und Wortbilder. Die Bibel spricht von Gott in vielen solcher Bildworte. Sie hält das Bilderverbot in den ›Zehn Geboten‹ ein, indem sie viele Bilder entwirft und keinem eine alleinige Gültigkeit zuerkennt oder gar Definitionsmacht verleiht. Von Gott also ist in der Bibel ebenso als Mutter wie als Vater die Rede, als Weberin wie als Töpfer, als Henne wie als Adler, als Amme wie als König, als Quelle wie als Burg. Gott kann wie ein Vater und eine Mutter handeln. Wo das Bild und die Beziehung verloren gehen und die Anrede zur Satz Wahrheit, zur Definition gerinnt, verstößt diese gegen das biblische Bilderverbot, indem sie über Gott verfügt und Gott definiert, das heißt begrenzt. Die liturgische Wendung ›Im Namen Gottes, des Vaters‹ wird mithin dann falsch, wenn sie den Eindruck erweckt, Gott sei nun einmal ein Vater (und darum keine Mutter). Eine liturgische Variation, deren Beginn etwa lauten kann: ›Wir feiern diesen Gottesdienst im Namen Gottes, der für uns Vater und Mutter ist‹ oder ›die für uns Vater und Mutter ist‹, ist mithin keine Preisgabe der biblischen Wahrheit an den Zeitgeist, geschweige denn eine feministische Marotte, sondern das Resultat eines genaueren Hörens auf die biblischen Zeugnisse selbst.«³ Im Eingangsvotum kommt also eine Öffnung hin zum Bilderverbot zum Vorschein. Gott ist keine festgefügte, von uns zu definierende Gestalt! Gott ist wie ein Vater, eine Mutter, ein Windhauch... Es entstehen bunte Bezüge, Vergleiche, die uns Gott in unsere bescheidenen und gleichzeitig reichen Sprachmöglichkeiten hineinwebt. Anders und poetischer gesagt: »Du bist, wie du bist: Schön sind deine Namen. Halleluja. Amen (EG 664,1-3) – so lautet der Kehrsvers des von Friedrich Karl Barth getexteten und von Peter Janssens vertonten neueren Kirchenliedes ›Wir strecken uns nach dir aus‹. Und die Namen, die da in ihrer Schönheit besungen werden, heißen ›Lebendigkeit‹ und ›Barmherzigkeit‹, ›Wahrhaftigkeit‹ und ›Gerechtigkeit‹,

›Beständigkeit‹ und ›Vollkommenheit‹ ... – allesamt Eigenschaften Gottes, mit denen Gott hier namhaft gemacht und Gottes Lob gesungen wird. Und dann folgt das ›Halleluja‹, ein hebräisches Wort, das in unserer Sprache Heimat gefunden hat.«⁴ An diesen Ort »Heimat« lassen wir uns mit dem Eingangsvotum einladen. Wir nähern uns fremd und doch vertraut dem Gott, der im Judentum auch ha maqom (der Ort) genannt wird.

Impulse für die Praxis:

Die Vielstimmigkeit im Gottesnamen auch im trinitarischen Akkord hörbar zu machen, könnte mit diesem Votum gelingen:

»Wir feiern diesen Gottesdienst im Namen Gottes, der uns Vater und Mutter ist, im Namen von Jesus Christus, der uns Bruder und Befreier ist, und im Namen des Heiligen Geistes, der uns tröstet und uns Mut macht.«

Das Votum könnte auch lauten: »Im Namen des einen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.« So wäre die christlich und jüdisch geglaubt und erfahrene Einheit und Einzigkeit Gottes hervorgehoben.

Abendmahl⁵

Aline Seel

Zu Beginn des Abendmahls erheben wir unsere Herzen in Gottes himmlische Höhe. Von Anfang an geht es um ein Beziehungsgeschehen. Wir wenden uns hin zu Gott, singen mit all seinen Engeln »Heilig, heilig, heilig ...«. Wir rechnen mit der Gegenwart des Juden Jesus, treten ein in die Bundesgeschichte Gottes mit seinem Volk Israel und hoffen mit Jüdinnen und Juden gemeinsam auf Gottes Frieden und Gerechtigkeit in unserer Welt. Heilig, heilig, heilig ist Gott ...

Das Dreimalheilig (Sanctus) etwa ist eng verbunden mit dem Synagogengottesdienst, zugrunde liegt die Melodie des Alenu. Dieses Gebet kommt aus der Liturgie des jüdischen Neujahrsfestes und ist heute das Schlussgebet im jüdischen Gottesdienst. Zentrales Thema ist das Königtum Gottes und die sich daraus ergebende Aufgabe für uns Menschen, dieses zu verkündigen. Das Lob Gottes soll in den Alltag reichen und auf diesem Wege Gottes Macht Raum in der Welt gewinnen. »Wenn die Betenden sich nach dem Gottesdienst wieder

alltäglichen Dingen zuwenden, dann soll ihr Leben dazu beitragen, dass Gottes Herrschaft auf der Erde zur Geltung kommt, indem sie Gott preisen.«⁶ Dieser Gedanke könnte etwa in der Einladung zum Abendmahl aufgenommen werden. Frieder Schulz verweist in der Liederkunde zum Evangelischen Gesangbuch auf die Wurzeln des gregorianischen Sanctus im synagogalen Gesang und zeigt darüber hinaus, dass das Alenu im Mittelalter von verfolgten Jüdinnen und Juden gebetet wurde. Er betont: »Wenn eine evangelische Abendmahlsgemeinde das Heilig nach dieser Melodie anstimmt, steht es ihr wohl an, daran zu denken, dass sie in den Gesang einer jüdischen Märtyrergemeinde einstimmt und sich damit sowohl eine geerbte Schuld als auch ein bekenndes Vorbild vor Augen hält.«⁷ »In der Nacht, in der Jesus dahin gegeben wurde, nahm er das Brot, sprach den Brotsegens und brach's ...«. Dass die Juden Jesus verraten haben und somit für seinen Tod verantwortlich seien, ist bis heute ein antijüdisches Vorurteil. Problematisch ist es daher, das griechische »paradidomai« in den Einsetzungsworten mit »verraten« zu übersetzen. So wird in den Ohren vieler Hörerinnen und Hörer der Verrat durch Judas in den Vordergrund gestellt und traditionelle Judenfeindschaft befördert und tradiert. Judas ist bis in die Gegenwart der Prototyp des Feindes, in ihm kulminieren antijüdische Stereotype. Alternativ könnte mit »dahingeben«, »preisgeben« oder »ausliefern« übersetzt werden, um den Blick von Judas Iskarioth weg hin zu Gott zu richten und das Geschehen in einen weiteren Kontext zu stellen. Gerade der Dank in den Einsetzungsworten ist ein wichtiges Element der Verbindung zum Judentum beim Abendmahl. So ließe sich das griechische »eulogias« (Markus 14,22) auch mit »sprach den Brotsegens« (Bibel in gerechter Sprache) übersetzen. Dann würde deutlich, dass Jesus ein jüdisches Gebet gesprochen hat, »in dem Dank, Lob und Segen zum Ausdruck kommen, und Segen, Lob und Dank gilt Gott selbst für die Gabe von Brot (und Wein). Eben dieses Segnen Gottes und der Gaben Gottes gehört daher auch zu dem, was in der gottesdienstlichen Abendmahlsfeier zu erinnern und zu wiederholen ist.«⁸ Dass Jesus damals zumindest in der Anlage bereits den später überlieferten Segen über Brot und Wein gesprochen hat, ist zu vermuten. Wenn wir Abendmahl feiern, dann tun wir immer etwas, das wir niemals ganz verstehen. Im besten Sinne geheimnisvoll geht es dabei zu und soll doch nicht esoterisch werden. So wäre gerade vom Judentum zu lernen, das Fragen als festen Bestandteil der Liturgie zu entdecken. In der Pessach-Haggada kommt dem jüngsten Kind am Seder-Abend die ritualisierte Frage zu: Was unterscheidet diese Nacht von den anderen Nächten? Und dann geht es darum, den Erinnerungsspeicher von Generationen immer wieder neu zu aktualisieren.

KAPITEL II

ASF-Freiwillige berichten

Impulse für die Praxis:

In der für die damalige Zeit anzunehmenden und heute noch im Judentum üblichen Form lautete das Dankgebet über das Brot folgendermaßen:

»Gesegnet du, Adonaj, unser Gott, König der Welt, der du das Brot hervorbringst aus der Erde.«

»Gesegnet du, Adonaj, unser Gott, König der Welt, der du die Frucht des Weinstock erschaffen hast.«

Der Segen über das Brot findet sich auch in der Didache im 2. Jahrhundert und wird etwa in der Lima-Liturgie auf schöne Weise aufgenommen: »Gepriesen seist Du, Herr, unser Gott, Schöpfer der Welt. Du schenkst uns das Brot, die Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit: Lass es zum Brot des Lebens werden ...«

- 1 Dieser Artikel ist der Broschüre »Amen? Impulse aus dem jüdisch-christlichen Gespräch für evangelische Gottesdienste« entnommen. Herausgegeben von der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz in Kooperation mit dem Institut Kirche und Judentum, 2019.
- 2 Hirsch-Hüffel, Thomas, <http://gottesdienstinstitut-nordkirche.de/begrueßung-und-eroeffnung-im-gottesdienst/>. Hier auch wunderbare kritische Anmerkungen zu gängigen Begrüßungssätzen.
- 3 Ebach, Jürgen: Das Alte Testament als Klangraum des evangelischen Gottesdienstes, Gütersloh 2016, 75f.
- 4 Frettlöh Magdalene: Trinitarische Wohngemeinschaft. Ha Maqom, die geräumige Gottheit, in: Gott wo bist Du?, Knesebeck 2009, S. 79.
- 5 Dieser Artikel ist der Broschüre »Amen? Impulse aus dem jüdisch-christlichen Gespräch für evangelische Gottesdienste« entnommen. Herausgegeben von der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz in Kooperation mit dem Institut Kirche und Judentum, 2019.
- 6 Vgl. zum Alenu: Böckler, Annette: Der jüdische Gottesdienst. Berlin (2002), S. 83f.
- 7 Schulz, Frieder: 185.1 Heilig, heilig heilig (1567) verbunden mit 185.3 Heilig, heilig, heilig (1726). In: Hahn, H./Henkys, J. (Hrsg.) Liederkunde zum Evangelischen Gesangbuch, Heft 6/7: Die liturgischen Gesänge. Göttingen 2003, S. 79-82.
- 8 Ebach, Jürgen, Das Alte Testament als Klangraum des Evangelischen Gottesdienstes. Gütersloh 2016, S. 284f.



Der Tänzer Sylvin Rubinstein feierte in den 1930er Jahren mit seiner Zwillingsschwester Triumphe. Unter der NS-Besatzung Polens gingen beide in den Untergrund. Sylvin schloss sich dem Widerstand an und verübte als Sängerin getarnt Anschläge. Nach Kriegsende suchte er seine Schwester vergebens. Er übernahm ihre Rolle beim Tanz, nähte sich Flamenco-Kleider und trat in Varietés in ganz Deutschland auf. Als Dolores knüpfte er an die früheren Erfolge an – allerdings allein. Flamencokleid aus dem Besitz von Sylvin Rubinstein, Hamburg ca. 1980er Jahre.

Bewegende Begegnungen mit Zeitzeuginnen

Bericht der ASF-Freiwilligen Annemarie Schlesiona

Mein Projekt hier in Warschau setzt sich aus zwei verschiedenen Teilen zusammen. Den größten Teil der Woche arbeite ich in der Stiftung Deutsch-Polnische Aussöhnung, die 1991 gegründet wurde und sich für Opfer des Nationalsozialismus einsetzt. Meine Aufgabe in der Stiftung besteht darin, Listen mit den Namen von ehemaligen Gefangenen der Konzentrationslager, so gut es geht, zu vervollständigen, indem ich diese Namen in verschiedene Datenbanken und Archive eingabe und überprüfe. Das erfordert eine genaue Rechercharbeit, die bei längeren Listen, mit bis zu 4.000 Namen, auch einige Wochen dauern kann. Zum Teil kontrolliere oder erstelle ich auch Listen, die später für ein Denkmal in einem ehemaligen KZ genutzt werden sollen. An dieser Stelle ist die gründliche und sorgfältige Arbeit besonders wichtig, da weder falsche Namen auftauchen sollen, noch andere vergessen werden. Außerdem sind auch Listen mit kurzen Biografien der ehemaligen Gefangenen auf Fehler zu überprüfen.

Für gewöhnlich werden all diese Tätigkeiten aus dem Büro erledigt, durch die aktuelle Pandemie ist es jedoch sicherer für mich – und vor allem für die Zeitzeuginnen, die ich besuche – im Homeoffice zu arbeiten. Es ist doch etwas anders, als im Büro zu sein. Ich bin trotzdem froh, etwas tun zu dürfen und Menschen helfen zu können. Zudem bin ich relativ optimistisch, dass ich im Lauf des Jahres an meinen eigentlichen Arbeitsplatz zurückzukehren kann.

Der andere Teil meiner Arbeit besteht aus der Zusammenarbeit mit dem Maximilian-Kolbe-Werk, für das ich zwei in Warschau lebende Zeitzeuginnen jeweils einmal in der Woche besuche. Eine der Damen ist Pani Anna. Sie ist 95 Jahre alt. Nach dem Krieg hat sie die Schule beendet und ist Musikologin geworden. Sie hat unter anderem an Schulen Kinderchöre geleitet. Ich treffe sie montags, noch vor der Arbeit im Büro, zusammen mit meiner Mitbewohnerin Merle. Wir versuchen, sie vor allem im Alltag zu unterstützen, indem wir Botengänge erledigen, beim Abwasch, oder ihr auch nur beim Sortieren von Schubladen und Schränken helfen. Da Pani Anna schon vor dem Krieg ein Bein verloren hat und auf eine Prothese angewiesen ist, welche sie durch eine Entzündung fast ein ganzes Jahr nicht tragen konnte, saß sie in dieser Zeit im Rollstuhl, wodurch ihre Mobilität sehr eingeschränkt war. Die Tatsache, dass es in ihrem Wohnhaus keinen Fahrstuhl gibt und sie im dritten Stock lebt, hat die Umstände nicht unbedingt vereinfacht. Glücklicherweise ist die Entzündung mittlerweile wieder verheilt und Pani

Anna ist wieder so fit, dass sie mit etwas Hilfe schon bis ins Erdgeschoss laufen kann. In der Wohnung selbst bewegt sie sich mit einer Gehhilfe fort, obwohl sie durch das lange Sitzen ohne Hilfe noch etwas wackelig auf den Beinen ist. Sie ist eine sehr herzliche, aufgeweckte und liebe Dame, die gerne lacht und ebenso viel erzählt. Sie kann sich an alles ab ihrem fünften Lebensjahr sehr genau erinnern und worüber sie auch immer berichtet, es wird mindestens die Jahreszahl genannt, zu welcher die Geschehnisse stattgefunden haben.

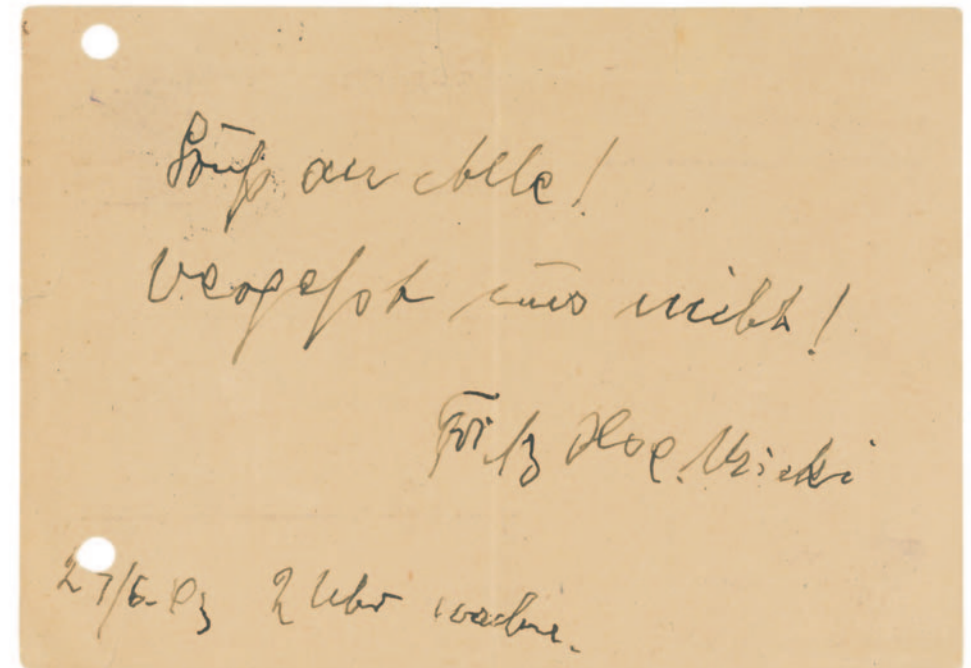
Die zweite Dame, die ich jeden Donnerstag besuchen darf, ist Pani Zofia. Sie ist sogar schon 97 Jahre alt und lebt in ihrer eigenen gemütlichen Wohnung, zusammen mit einer Pflegerin. Sie war verheiratet. Ihr Mann lebt leider nicht mehr, Kinder hat sie nicht. Nach dem Krieg hat sie bei der Zeitung gearbeitet. Erst nach einer Reise nach Paris hat sie, von ihrem Mann auf die Idee gebracht, den Entschluss gefasst, die Ereignisse, die sie bewegen, zu Papier zu bringen. Heute ist Sie eine relativ bekannte Autorin in Polen, basierend auf ihrem ersten Buch wurden sogar ein Film sowie eine Oper veröffentlicht. Mit Pani Zofia bin ich so ziemlich den ganzen Tag zusammen, wir unterhalten uns über verschiedene Themen, schauen gemeinsam fern, oder ich suche die Texte von Liedern und Gedichten aus ihrer Zeit in Auschwitz im Internet heraus. Es ist ziemlich emotional, wenn sie diese Lieder und Gedichte aufsagt. Für sie sind diese Stücke mit ganz bestimmten Erinnerungen verbunden – manchmal erzählt sie mir auch ganz konkret von dem, was sie dort erlebt und gesehen hat. Diese Momente sind auch für mich ganz besonders, weil sie mir etwas sehr Persönliches anvertraut und es ihr manchmal wirklich nicht leicht fällt, darüber zu sprechen.

Es gibt aber auch schöne Momente, über die sie gerne berichtet, und dann tut sie es auch immer mit einem Lächeln. Dann erinnert sie sich vor allem an ihre frühe Kindheit, die sie oft bei ihren Großeltern auf dem Land verbracht hat. Besonders jetzt in der Adventszeit hat sie oft daran gedacht und darüber gesprochen, auch die typischen Weihnachtslieder, in Polen kol da genannt, haben wir schon zusammen gesungen. Da ich selbst auch Verwandte in Polen habe und mir einige der ihr bekannten Lieder ebenfalls geläufig sind, singen wir auch oft zusammen. Es bereitet Pani Zofia sichtlich Freude, dass einige ihrer Lieblingslieder noch heute bekannt sind. Es gibt aber auch Tage an denen wir einfach nur zusammensitzen und jede für sich ein Buch liest. Wenn Pani Danuta, die Pflegerin welche derzeit bei Pani Zofia wohnt, von den Einkäufen oder einem Spaziergang wieder zurückkommt dann trinken wir manchmal noch einen Tee. Anschließend mache ich mich auf den Weg nach Hause, damit die beiden den Tag ausklingen lassen können.

Es freut mich wirklich, dass ich die beiden Damen kennenlernen durfte und vor allem bin ich sehr dankbar, dass ich trotz der schwierigen Lage weiterhin die Möglichkeit habe, sie zu treffen. Anfangs war ich zugegebenermaßen etwas zurückhaltend, wenn es um ihre Vergangenheit und Erlebnisse in den Konzentrationslagern ging, doch mit der Zeit habe ich ein Gefühl dafür bekommen, wann sie bereit sind, über etwas zu sprechen und wann ich lieber nach einem unverfänglichen Thema suchen sollte, weil ihnen die Ereignisse doch zu nahegehen. Die Offenheit, Herzlichkeit und Energie der beiden Damen ist für mich immer wieder erfrischend und es freut mich sehr, dass auch sie sich über meine Anwesenheit freuen und ich ihnen mit meiner Anwesenheit doch etwas helfen und sie unterstützen kann.

Die Zeit, die ich hier in Warschau verbracht habe, war für mich schon jetzt unglaublich bereichernd und ich bin mir sicher, dass ich am Ende meines Friedensdienstes noch viel begeisterter sein werde, als ich es sowieso schon bin. Ich durfte in diesen drei Monaten ganz viele tolle, liebe und herzliche Menschen kennenlernen. Zudem habe ich noch sehr viel über die Geschichte von Deutschland, Polen und auch der Ukraine gelernt. Ich habe mich selbst davon überzeugt, wie wichtig die Arbeit von ASF sowie das Fördern ist. Nicht nur für uns Freiwillige, die wir sehr viel lernen, sondern auch für alle Menschen, die wir mit unserer Arbeit erreichen und unterstützen. Mir ist bewusst geworden, wie bedeutend es tatsächlich ist, sich an die Geschichte zu erinnern, und ich möchte, so gut es geht, durch meine Arbeit bei ASF meinen Teil dazu beitragen.

Annemarie Schlesiona leistet ihren Freiwilligendienst seit September 2020 in Warschau bei der Stiftung Polnisch-Deutsche Aussöhnung sowie dem Maximilian-Kolbe-Werk. Sie wird gefördert von der Stiftung EVZ und dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.



Postkarte von Fritz und Ilse Wolffsky an Fritz' Bruder Adolf Wolffsky kurz vor ihrer Deportation, Tichau 27. Juni 1943.

Auseinandersetzung mit der jüdischen Geschichte und Kultur

Bericht der ASF-Freiwilligen Mona Hamid

Mein Name ist Mona Hamid und ich bin 18 Jahre alt. Ich komme aus Moers, einer kleinen Großstadt in Nordrhein-Westfalen. 2020 habe ich dort an einem Gymnasium mein Abitur absolviert. Meinen Freiwilligendienst mache ich im Jüdischen Museum in London.

Es ist ein kleines Museum, das die Geschichten und das Erbe jüdischer Menschen in Großbritannien anhand universeller Themen wie Migration, Familie, Glauben und Kultur erzählt. In meinem Freiwilligendienst unterstütze ich das Learning Team, das für den pädagogischen Teil des Museums zuständig ist und dabei Projekte für informelles Lernen und formelles Lernen entwickelt. Das bedeutet, es gibt Workshops und Projekte, die sich unter anderem an Familien und generell Interessierte richten und solche, die sich an Schulen und somit Schüler*innen richten. Aufgrund von Corona arbeite ich zurzeit von zuhause aus.

Meine Aufgaben, die ich für das Museum erledige, variieren. Jeder Monat steht unter einem bestimmten Motto, wonach sich die meisten Projekte dann inhaltlich jeweils danach richten. Der Dezember beispielsweise stand angelehnt an Hanukah, das jüdische Lichterfest, unter dem Motto »Licht«, der Januar beschäftigt sich näher mit »Hoffnung«, angelehnt an den Holocaust Memorial Day am 27. Januar.

Jede Woche wird außerdem ein Object of the Week (Objekt der Woche) erstellt, das ein Objekt aus der Kollektion des Museums näher beschreibt. Die Kollektion des Jewish Museum beinhaltet über 40.000 Objekte, was bedeutet, dass es zu den unterschiedlichsten Themen oft einiges an Auswahl gibt. Dazu wird dann ein kurzer Text verfasst. In dem Zusammenhang habe ich unter anderem über eine alte jüdische Bibel geschrieben, die im 15. Jahrhundert in Spanien hergestellt wurde, als es im Oktober um verschiedene jüdische Gemeinschaften aus der ganzen Welt ging.

Außerdem gibt es noch die Volunteer Activity (Freiwilligen-Aktivität), die wöchentlich an Freiwillige geschickt wird, die sich für das Museum engagieren. Dazu suche ich Objekte, die ich unter einem Thema zusammenfassen kann. Dabei habe ich zum Beispiel schon über das Schicksal von Geschwistern geschrieben: Geschwister, die im Zuge des Holocausts ermordet wurden, Geschwister, die mehr als 60 Jahre getrennt waren und dachten, sie allein

hätten überlebt. Von Krankenschwestern, die jüdische Patient*innen und ihre Familien ins Ausland retteten und Krankenschwestern, die im Ersten Weltkrieg an der Front Soldaten pflegten.

Durch diese Aufgaben recherchiere ich ziemlich viel und kann viel über persönliche Geschichten erfahren, ich lerne mehr über jüdische Traditionen und Feiertage und insgesamt mehr über historische Ereignisse.

Bisher durfte ich auch schon einen Blogartikel verfassen, der auf der Website des Museums veröffentlicht wurde. Angelehnt an den Weltkindertag am 20. November und inspiriert vom Film »Die Kinder von Windermere«, den wir auf unserem Auswahlseminar hier in England geschaut haben, habe ich mich näher mit dem Schicksal der Kinder beschäftigt, die den Holocaust überlebt haben und in einer großen Aktion nach Windermere in England kamen. Dazu habe ich mir die persönlichen Geschichten einiger Überlebender angehört und allgemein mehr dazu recherchiert, wie das Ganze möglich gemacht wurde und wer dahintersteckte. Die verschiedenen Geschichten haben mich alle berührt und ich war wie gefesselt.

Ich glaube, es ist wichtig, nicht zu vergessen, was historisch passiert ist. Einzelgeschichten lassen große historische Ereignisse nahbarer werden, wodurch diese nicht mehr so abstrakt wirken. Hinter den ganzen Zahlen stecken einzelne Menschen mit ihren eigenen Geschichten. Geschwister, Mütter, Väter, Onkel, Tanten. Das Museum bietet mir die Möglichkeit mich näher mit dem Judentum auseinanderzusetzen und mehr darüber zu lernen.

Blogbeitrag für das Jewish Museum London

The Windermere Children

By the end of the Second World War approximately 90 percent of Europe's Jewish children were murdered in the Holocaust. But what happened to those who managed to survive? At first, the British government agreed to allow a small number of child survivors to enter the country. But, this was not enough for Leonardo G. Montefiore, the founder of the Central British Fund, who was still shocked by his visit to Paris where he had seen the first liberated camp survivors. He was able to persuade the British government to allow 1,000 displaced children under the age of 16 into the country. In the end, just 732 actually came to Britain.

300 of the children had survived the ghetto »Theresienstadt« (Terezin) in the Czech Republic and were brought to Windermere. The presented picture shows some of the boys and girls after their liberation from the ghetto. As most of them did not have any sort of identification, many were older than 16 as the younger children had been mostly murdered upon their arrival to the camps as they were considered useless.

The CBF, which operates as World Jewish Relief today, was the key organisation overseeing the children's rescue. They provided everything the children would need, including the right staff to care for them. In August 1945, the children were brought from Prague to Crosby-on-Eden in Cumbria on British Bombers. The Windermere camp was led by the psychologist Dr. Oscar Friedman who was a Jewish refugee from Berlin himself. He strongly believed it would be possible to bring these traumatised children back into society.

Windermere was a place where they were treated like human beings again. Sufficient amounts of food, clean clothes and a solid bed were just some of the many things the children had not have access to the past years. »[It was] the first time we got a meal on plates«, said Bernie Frydenberg, another of the survivors, who was held captive in Buchenwald. »I enjoyed it. It was the first time I slept under white sheets for nearly five years«, said Solomon Freiman, one of »The Boys«. He escaped the Warsaw Ghetto where he had seen his closest family for the last time. He acquired most of the seen pictures.

The camp offered education, training, language lessons, but mainly psychological assistance. Riding the bike, swimming in the lake or watching a film in the cinema were just a few activities, the children did.

»We tried to relive a little bit of our life«, said Sam Laskier, one of »The Boys« who had survived inter alia Buchenwald. The shown photos let us be part of some of those moments. We can see »The Boys« rowing a boat on Lake Windermere on a sunny day and watching »Henry VIII« completely thrilled. But, we can also see them receiving an English lesson, as they did not know English. Another picture is showing us some of the girls washing laundry, smiling at each other and talking with one another.

Camp Windermere was the start for the children to gain back a normal life and Dr. Friedman's strategy to make their stay as nice and uncomplicated as possible worked out. »We had arrived in paradise«, said Icek Alterman. Icek had survived the concentration camps Auschwitz-Birkenau and Dachau.

»The Boys«, as they are being referred to today, stayed in Windermere for about three months. Some even reunited with parts of their family. Sadly, this

was rather an exemption as mostly all their family members had been murdered in the War. Approximately half of the 732 children settled permanently in England. The others moved to Israel, the United States or Canada.

»The story didn't end when they were liberated. I think that's when the story began. About how they were able to build their lives and maintain friendships«, said Mark, the son of Bernie Frydenberg.

Erstabdruck als Blogbeitrag für das Jewish Museum London mit historischen Fotos zum Weltkindertag am 20.11.2020: <https://jewishmuseum.org.uk/2020/11/20/windermere-children/>
Das Copyright liegt beim Jewish Museum London.

Mona Hamid absolviert ihren Freiwilligendienst seit September 2020 im Jewish Museum London. Sie wird vom Internationalen Jugendfreiwilligendienst (IJFD) und dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gefördert. Seit 1961 entsendet Aktion Sühnezeichen Freiwillige nach Großbritannien. Wir sind unseren britischen Partner*innen dankbar für 60 Jahre der Begegnung und Zusammenarbeit.

ASF-Zeitschrift Zeichen – die neuen Ausgaben



Menschen auf der Flucht

Das erste Zeichen 2021 lässt Menschen mit Fluchterfahrung zu Wort kommen: in Gedichten, in Interviews, in einem literarischen Text. Ein Überblickstext analysiert die einschränkenden Entwicklungen Deutschlands als Zufluchtsort. Thematisiert werden auch die Seenotrettung im Mittelmeer und die Arbeit von United4Rescue. In einem Porträt wird eine Geflüchtete gezeigt, die im Kirchenasyl lebt. Ein Empowerment-Trainer erzählt, wie er mit Geflüchteten arbeitet.

Rassismus

Dieses Heft richtet den Blick insbesondere auf das Phänomen des Anti-Schwarzen Rassismus, der auch die Geschichte Deutschlands prägt. Hadija Haruna-Oelker thematisiert in einem Beitrag die neue Rassismus-Debatte seit dem Tod von George Floyd. Ibo Muthweiler macht einen Rückblick auf dreißig Jahre rechtsextremer Gewalt. In zwei Beiträgen wird die Debatte um den Postkolonialismus-Forscher Achille Mbembe beleuchtet.



Gender*

In dieser Ausgabe widmen wir uns einer Bandbreite aktueller und historischer Genderthemen. Maureen Maisha Auma setzt sich im Leitartikel mit Fragen der Intersektionalität auseinander. Biografische Einblicke geben uns zwei lesbische Pfarrerrinnen, queere Geflüchtete und ein trans Mann. Beiträge aus unseren Partner*innenländern erweitern das Bild. In einem Glossar werden Begriffe erklärt, die zunehmend Verwendung finden wie Gender, LGBTQI, nonbinär und queer.



Vor 60 Jahren gingen die ersten Sühnezeichen-Freiwilligen nach Israel

Jutta Weduwen

Der Gründungsvater von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste Lothar Kreyszig sagte 1958 in seinem Gründungsaufruf: »Wir Deutschen haben den zweiten Weltkrieg begonnen und schon damit mehr als andere unmesbares Leid der Menschheit verschuldet. Deutsche haben in frevlerischem Aufstand gegen Gott Millionen von Juden umgebracht. Wer von uns Überlebenden das nicht gewollt hat, der hat nicht genug getan, es zu verhindern. (...) Lasst uns mit Polen, Russland und Israel beginnen, denen wir wohl am meisten wehgetan haben.«

Seit der Gründung von Aktion Sühnezeichen bemühten sich Kreyszig und andere Unterstützer*innen und Begleiter*innen der Arbeit um Kontakte zu den Ländern, die unter dem Terror der Nationalsozialisten gelitten hatten. In Israel gab es im ersten Jahrzehnt nach der Staatsgründung große Zurückhaltung, überhaupt Kontakte zu Deutschland und Deutschen einzugehen. Kreyszig und seine Mitstreiter*innen bemühten sich um Kibbuzim, die Sühnezeichen-Freiwillige aufnehmen würden. Erschwert wurden diese Bemühungen durch den Eichmann-Prozess, der im Frühjahr 1961 in Jerusalem stattfand. Mit diesem Prozess wurde zum ersten Mal in Israel in der breiten Öffentlichkeit über die Shoah gesprochen. Überlebende kamen zu Wort, die Vorbehalte gegen Deutsche wuchsen.

Die Bemühungen von Aktion Sühnezeichen, Partner*innen in Israel zu finden, wurden von Anfang an von israelischen Regierungsstellen, unter anderem dem israelischen Außenministerium, begleitet. So entstanden Kontakte zum Kibbuz Urim im Negev. Die Aufnahme deutscher Freiwilliger wurde dort lange abgewogen.

Im Herbst 1961 reiste dann die erste Gruppe von zehn Sühnezeichen-Freiwilligen nach Israel aus. Sie wurden für die alltäglichen Arbeiten im Kibbuz eingesetzt: in den Ställen, in der Fabrik, in der Küche und Waschküche und auf den Feldern. Dadurch standen die Freiwilligen tagtäglich im direkten Austausch mit den Chaverim, den Kibbuzmitgliedern. Diese hatten sich für die Aufnahme der Deutschen entschieden und sich damit bewusst auf einen Prozess eingelassen, der natürlich auch mit Unsicherheiten und weiteren Vorbehalten verbunden war. Das Eis, auf dem diese Annäherung stattfand, war dünn, und beide Seiten begegneten sich zwar meistens höflich,

aber mit Zurückhaltung. Die Freiwilligen wurden nach ihren Familien, nach dem Umgang mit der NS-Geschichte im Nachkriegsdeutschland, nach Antisemitismus und nach ihren Motiven für ihren Dienst in Israel gefragt. Sie reagierten teilweise offen, teilweise unwissend, teilweise erschreckt und häufig voller Scham. Diese Begegnungen waren zarte Anfänge einer Verständigung und Annäherung.

Aktion Sühnezeichen suchte weitere Partner*innen und Projekte in Israel, an denen Freiwillige helfend beteiligt sein könnten. Dabei gab es auch Ablehnungen. So votierten Anfang 1962 das Außenministerium und das israelische Parlament, die Knesset, gegen die Mithilfe von Sühnezeichen-Freiwilligen am Ausbau des Kinderheims »Ahava«. Der Kontakt zwischen Deutschen und jüdischen Kindern sollte vermieden werden.

Es konnten aber weitere Freiwillige in Kibbuzim entsandt werden und sich auch an dem Aufbau eines Blindenheims in Jerusalem beteiligen. In den vier Jahren, die der Aufnahme diplomatischer Beziehungen im Mai 1965 zwischen Deutschland und Israel vorausgingen, hatten schon mehrere Gruppen von Sühnezeichen-Freiwilligen in Kibbuzim und an Bauprojekten mitgewirkt. Aktion Sühnezeichen war somit auch durch die Kontakte auf politischer Ebene Vorreiterin der staatlichen Beziehungen.

Der damalige Leiter des Israel-Programms, Pfarrer Otto Schenk, suchte 1963 das Gespräch mit Martin Buber, dem jüdischen Religionsphilosophen. Er erinnert sich an seine Fragen an Buber: »Was kann die deutsche Jugend für die Aussöhnung mit Israel weiter leisten, wenn sie nach einem Jahr Arbeit und gemeinsamen Leben in Israel nach Deutschland zurückkehrt? Plötzlich richtet (Buber) sich in seinem Sessel hoch und fragt mich erregt: Wollen Sie eine klare, ehrlich Antwort? Bitte: Die Aussöhnung mit dem Volk Israel ist keine Frage des deutsch-jüdischen Verhältnisses, sondern eine rein deutsche Problematik! Es gibt, glaube ich, (...) keine ernst zu nehmende Arbeit in Deutschland, die sich mit der Frage auseinandersetzt: Wie war diese Entmenschlichung möglich? Wo liegen die Wurzeln? Welches sind die Quellen? (...) Und trotzdem meint Buber – und er spricht es mit spürbarer Leidenschaft aus –, nur wir jungen Deutschen allein können die Tat der Aussöhnung, nicht mit dem Juden, sondern Aussöhnung mit uns selbst vollbringen.«¹

Inzwischen blicken wir auf 60 Jahre zurück, in denen mehr als tausend junge und ältere Menschen an einem Freiwilligendienst, Sommerlager oder Begegnungsprogramm in Israel mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) teilgenommen haben. Freiwilligendienste und Austauschprogramme in Israel sind für junge Deutsche inzwischen etabliert. Dazu hat ASF viel beigetragen.

Die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Israel wurde immer auch von kontroversen Diskussionen begleitet. Unsere Freiwilligen haben in Israel an vielen Stellen Kriege und militärische Auseinandersetzungen erlebt. Nicht immer war die politische Positionierung einfach oder innerhalb der Freiwilligengruppen einheitlich. Die politischen Ereignisse und Zuspitzungen der Konflikte wurden durch Diskussionen, aber vor allem durch die Sorge um die Menschen vor Ort begleitet. Die Freiwilligen können daran politisch wachsen. In Israel lernen sie, dem Bedürfnis zu widerstehen, politische Auseinandersetzungen unterkomplex zu beurteilen oder sich auf einfache Täter-Opfer-Schemata zurückzuziehen. Wir erleben bei unseren Freiwilligen nach einem Jahr Aufenthalt ein hohes Maß an Reflexivität, mit dem sie verschiedene Positionen abwägen und sich einseitigen Erklärungen widersetzen können. Außerdem entwickeln sie eine hohe Sensibilität dafür, Antisemitismus und die Grenze zwischen Israelkritik und Judenfeindschaft erkennen zu können. Das pädagogische Begleitprogramm, das Aktion Sühnezeichen Friedensdienste ein großes Anliegen ist, hilft, die Situation in Israel und im Nahen Osten in seiner historischen, politischen, gesellschaftlichen und geografischen Komplexität zu verstehen.

Von unschätzbarem Wert für ASF und alle Israel-Freiwilligen sind die Begegnungen mit Shoah-Überlebenden, die bis heute möglich sind. Freiwillige besuchen sie zu Hause oder in Altenheimen, helfen im Haushalt, machen Besorgungen oder sind Gesprächspartner*innen. Der Auschwitz-Überlebende Jehuda Bacon wird seit Jahrzehnten von Freiwilligen besucht. Er schrieb uns vor drei Jahren zum 60-jährigen Bestehen von ASF: »Aktion Sühnezeichen Friedensdienste ist eine Organisation mit der Möglichkeit, sehr viel Gutes zu tun«. Diesen Auftrag nehmen wir uns weiter zu Herzen.

¹ Gabriele Kammerer, Aktion Sühnezeichen Friedensdienste – Aber man kann es einfach tun, Göttingen, Lamuv Verlag 2008, S. 76/77 Innenseite.

Näher als du denkst – jüdisch beziehungsweise christlich

Kampagne zum Festjahr 1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland

Die ökumenisch verantwortete Kampagne »#beziehungsweise – jüdisch und christlich: näher als du denkst« möchte dazu anregen, die enge Verbundenheit des Christentums mit dem Judentum wahrzunehmen. Auch und gerade im Blick auf die Feste wird die Verwurzelung des Christentums im Judentum deutlich. Mit dem Stichwort »beziehungsweise« soll der Blick auf die aktuell gelebte jüdische Praxis in ihrer vielfältigen Ausprägung gelenkt werden. Die Kampagne ist ein Beitrag zum Festjahr *1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland*.

Die Initiator*innen der Kampagne schreiben: Wir sind uns bewusst: Die Betonung der Nähe ist nur unter Wahrung der Würde der Differenz möglich. Deshalb halten wir es für unverzichtbar, die Bezugnahmen auf das Judentum in christlichen Kontexten auch kritisch zu hinterfragen, Vereinnahmungstendenzen zu erkennen und zu vermeiden.

Aktuell finden wir uns dabei in einer gesellschaftlichen Situation wieder, die durch ein Erstarken von Antisemitismus und weiterer Formen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit geprägt ist. Übergriffe gegen jüdische Bürger*innen, Hetze und Verschwörungsmymen in den Sozialen Medien nehmen weiterhin zu.

In einer respektvollen Bezugnahme auf das Judentum, die zur positiven Auseinandersetzung mit der Vielfalt jüdischen Lebens in Deutschland anregt, will die Kampagne auch einen Beitrag zur Bekämpfung des Antisemitismus leisten.



Die Kampagne beinhaltet Texte und Plakate zu Monatsthemen. Ein Beispiel ist das Thema »Umkehren zum Leben beziehungsweise Antisemitismus ist Sünde«.

Links zum Nachlesen:

Die Kampagne ist zu finden unter:
www.juedisch-beziehungsweise-christlich.de

Texte zum Monatsthema »Umkehren zum Leben beziehungsweise Antisemitismus ist Sünde«:
www.juedisch-beziehungsweise-christlich.de/umkehren-zum-leben-beziehungsweise-antisemitismus-ist-suende

Weitere Texte und Plakate zu den Monatsthemen unter:
www.juedisch-beziehungsweise-christlich.de/plakat-kampagne

Nicht nur ein Problem der Anderen – ein Gespräch über Antisemitismus

Beitrag im Deutschlandfunk

PfarrerIn Angelika Obert und Christian Staffa, Beauftragter der Evangelischen Kirche in Deutschland für den Kampf gegen Antisemitismus

Angelika Obert: Wenn von Antisemitismus die Rede ist, denken die meisten zuerst an die extreme Rechte. An geschändete jüdische Friedhöfe, an tätliche Angriffe gegen Jüdinnen und Juden, an judenfeindliche Transparente auf Demonstrationen. Und im Hintergrund an Auschwitz – und das unfassbare Verbrechen, das nie wieder sein darf. Antisemitische Gewalt – das ist nun etwas, was jeder vernunftbegabte Mensch verabscheut. Ganz gewiss auch in den Kirchen. Aber die Abscheu vor der antisemitischen Gewalt kann auch verdecken, wie tief judenfeindliche Denkmuster überhaupt in unsere Kultur eingeschrieben sind – und nicht zuletzt in die christliche Tradition.

Christian Staffa: Das Judentum repräsentiert Gesetz, Rachegott, Pharisäer, also, die heucheln ja ... wie landläufig bekannt ist – und diese ganzen Bilder sind bleibend lebendig. Das gewalttätige Alte Testament gegen das liebevolle Neue Testament. Die Nächstenliebe wird von vielen Christenmenschen als neutestamentliches Gebot definiert und sie vergessen, dass es im 3. Buch Mose steht, also, das ist die duale Struktur: Wir sind gut und die anderen sind quasi die Negativfolie, vor der wir Christen leuchten; diese Aufteilung in: die haben das Schlechte, wir haben das Gute, ist absolut immer noch aktuell – insbesondere, fürchte ich, auch in den Predigten: Also, immer wenn die Pfarrerinnen und Pfarrer versuchen zu definieren, was das spezifisch Christliche ist, dann geht es vermutlich in der Hälfte der Fälle zu Lasten des Judentums. Und das sind die Antijudaismen in unserer Kirche.

So kritisch und vor allem auch selbstkritisch sagt es Christian Staffa. Er ist der Beauftragte der Evangelischen Kirche im Kampf gegen den Antisemitismus und überzeugt: Wer den Antisemitismus ernsthaft überwinden will, kann ihn nicht nur als ein Problem der anderen ansehen. Den eigenen Anteilen auf den Grund zu gehen, sieht er als seine erste Aufgabe:

Die christliche, evangelische Theologie auf ihre Antijudaismen hin anzuschauen und möglichst Alternativen anzubieten und gleichzeitig die Frage zu stellen, was ist denn an christlichen Antijudaismen im heutigen Antisemitismus auch lebendig.

Es ist eben nicht erst der aggressive Judenhass, mit dem das Problem beginnt. Es sind auch die im Christentum verankerten Bilder und Überzeugungen, die den Juden das Negative zuschreiben, von dem der christliche Glaube sich absetzen will. Bibelkundige können nun einwenden, dass dieser Gegensatz ja ins Neue Testament bereits eingeschrieben ist. Denn da treten doch immer wieder die Juden als die Gegner Jesu auf. Und der Apostel Paulus betont das absolut Neue, was durch Christus in die Welt gekommen ist. Aber wer wirklich bibelkundig ist, müsste schon auch wissen, dass die ersten Christen Juden waren, dass also auch das Neue Testament ein jüdisches Buch ist – und dass es da um einen innerjüdischen Streit ging: Die einen glaubten an den Messias Jesus, die anderen nicht:

Das lässt sich jedenfalls von der pauschalierenden Rede »die Juden« nicht ableiten, dass sie wirklich die Juden meinten, sondern bestimmte Fraktionierungen, und da tatsächlich sehr drastisch in Teilen formulieren – ich sage dazu gern: wie das unter Geschwistern manchmal üblich ist – und wenn wir uns das als Geschwisterstreit vorstellen – alle Menschen jedenfalls, die Geschwister haben, wissen ungefähr, wie harsch da geredet werden kann trotz großer Liebe.

Es kann auch sein, dass Geschwister sich gar nicht mehr lieben. Aber dass sie aus einem Stall kommen, haben sie natürlich im Blut, selbst im heftigsten Streit. Bei aller gegenseitigen Polemik: Zunächst haben diejenigen, die an Jesus als den Christus glaubten, und diejenigen, die nicht an ihn glaubten, sich in diesem Sinn als Geschwister verstanden. Anders wurde es erst, als aus der Christusbewegung im 4. Jahrhundert eine Reichskirche wurde, die nun auch die allein gültige Wahrheit für sich in Anspruch nahm – und als allein gültig verkündete. Erst da wurden die Juden zu den verachtenswerten Anderen, die auch mit Gewalt ausgegrenzt wurden. Christian Staffa meint: eben weil sie für die Kirche eine so große Provokation waren:

Weil natürlich die bleibende Existenz und der aus christlicher Sicht bleibende Unglaube der Juden eine Irritation ist. Wir kommen aus demselben Stall sozusagen und dann sagt eine Gruppe: Nein, das, was ihr da glaubt, glauben wir aber nicht. Und wir glauben aber, es ist ein Weltgeschehen, was nicht nur uns erlöst, sondern alle durch diesen Jesus Christus und die sagen: Jesus Christus interessiert uns nicht – kommen sozusagen aus derselben Gruppe und das ist natürlich eine massive Irritation, die, wenn sie mit Selbstzweifeln verbunden ist – schnell aggressiv werden kann. Und wenn ich die politische Macht dazu habe, dann offensichtlich leider und für uns Christen heute schmerzhaft, nimmt es auch gewalttätige Formen an.

Es kann schon sein, dass der so geschichtsmächtige Antisemitismus etwas mit christlichem Selbstzweifel zu tun hat. Schließlich hatte sich die Erwartung der ersten Christen ja nicht erfüllt, dass Christus bald wiederkommen und das Reich Gottes anbrechen würde. Schließlich musste schon eine ziemlich komplizierte Dogmatik erdacht werden, um die Erlösung zu behaupten, die so wenig sichtbar war. Es spricht viel dafür, dass die eigene Ungewissheit und eben auch der eigene Glaubenszweifel sich in Aggression gegen die Juden wandten.

Ich glaube, sie hatten Angst, dass die Sicherheit, die wir uns in unserem Glaubensbekenntnis zusprechen, dass die auf wackligen Füßen steht, und die Juden waren die Repräsentanz dieser wackligen Füße.

Abgewertet und ausgegrenzt wurde das Judentum also nicht nur, weil es den christlichen Wahrheitsanspruch in Frage stellte, sondern auch, weil die Kirche sich ihres eigenen Glaubens so sicher nicht war, den Zweifel aber um keinen Preis zulassen wollte. Die eigene Ungläubigkeit wurde auf die Juden projiziert. So wie dann später auch der säkulare Antisemitismus die Juden als Projektionsfläche des Verdächtigen brauchte, um ein nationalistisches Wir-Gefühl frei von Zweifeln zu konstruieren. So gesehen hat der Antisemitismus eher wenig damit zu tun, dass die Juden irgendwie die Anderen sind, und mehr damit, dass Kirche und Gesellschaft den Selbstzweifel nicht ertragen konnten. Und das vielleicht um so mehr, als die Juden ihnen vormachten, dass man mit Zweifeln sehr wohl leben kann. Denn es ist ja die Fähigkeit zum Selbstzweifel, zur Selbstkritik auch, die das Judentum immer ausgezeichnet hat – die Bereitschaft, bei allem Streit auch mehrere Meinungen gelten zu lassen. Davon zeugt bereits die Bibel. Die Heilige Schrift ist ja überhaupt nicht widerspruchsfrei und will es auch gar nicht sein. So müssten sich die Christen vor der Offenheit ihres Glaubens gar nicht so sehr fürchten. Christian Staffa sagt: Um den Antijudaismus wirklich zu überwinden, müssten sie vielmehr lernen, damit zu leben:

*Zunächst gilt es, grundsätzlich zu lernen, dass wir unsere Defizite nicht am anderen abarbeiten können, weil da werden sie nicht abgearbeitet – sie bleiben nämlich **unsere** Defizite. Und bezogen auf das Judentum bedeutet das, dass wir uns ganz intensiv als Schwester des Judentums verstehen, das sich nach der Zerstörung des Tempels parallel zum rabbinischen Judentum entwickelt hat als eine Form, diesen Glauben zu leben und zwar auch zu verbreitern.*

Verbreitern: das war die Absicht des Völkerapostels Paulus, der gar keine neue Religion gründen wollte. Er war vielmehr davon überzeugt, dass der Gott Israels jetzt auch die Heiden erreichen will:

Paulus liest die Auferweckung Jesu als Zeichen, dass Gott nun zu der Völkerwelt spricht und die Völker kommen dazu. Und dieses Dazukommen – klingt schon wie eine narzisstische Kränkung – ist aber eigentlich unheimlich spannend. Also, wir kommen zu dem Volk Gottes dazu, werden Teil des Geschehens, aber dieses Dazugekommensein bleibt immer Teil unserer Glaubenswirklichkeit – und hat natürlich einen kleinen Hang zur Brüchigkeit im eignen Selbstbild und gerade das ist etwas, was ich sehr produktiv finde. Wir müssen leben lernen mit dieser Brüchigkeit und nicht in Vollmundigkeit ausweichen.

Auch wenn sie sich als Dazugekommene verstehen, hören Christen ja nicht auf, an den auferstandenen Christus zu glauben und sich hierin vom Judentum zu unterscheiden. Nur sollten sie endlich verstehen und würdigen, was sie dem Judentum verdanken und wie tief sie ihm verbunden sind. Ein Schritt dahin wäre es, das auch im Gottesdienst zum Ausdruck zu bringen:

Auf der praktischen Ebene, glaube ich, können wir uns im gottesdienstlichen Handeln sehr viel stärker bewusst machen, wo wir dieses Dazukommen praktizieren können – also, wir lesen die Psalmen als unsere Psalmen – könnten aber ganz kurz innehalten und sagen: Wir hören auf die Stimme Israels. Wir könnten aufstehen beim Lesen des Alten Testaments und nicht nur beim Neuen Testament – um die Bedeutung des Alten Testaments für uns auch nochmal deutlich zu machen. Wir könnten deutlich machen, dass der Aaronitische Segen auch ein Segen aus der jüdischen Tradition ist, den wir nutzen, auch nutzen dürfen und sollen – aber vielleicht nicht mit dem Kreuzeszeichen überladen, sondern das vielleicht erst beim Amen machen oder nach dem Amen.

So könnte es in der Kirche wieder eingeübt werden, das Bewusstsein, vom Judentum herzukommen und es nicht etwa überholt zu haben. Es wäre ein Anfang des Umdenkens nach vielen Jahrhunderten, in denen das antijüdische Ressentiment sich tief ins christliche Selbstbild eingepflanzt hat. Man kann es sich nicht so einfach machen und meinen, das sei nun vorbei, weil Christen in den letzten Jahrzehnten das Gespräch mit dem Judentum doch bereits gesucht haben:

Wir haben da eine Riesenaufgabe. Und die heißt aber nicht, dass sie in der Illusion stattfinden kann, dass wir das wieder gut machen, was in den letzten 1500 Jahren passiert ist und schon gar nicht, was in der Shoah passiert ist. Es geht nicht um Wiedergutmachung. Aber es geht um einen Umkehrprozess, lernen und sich auch nah kommen lässt. Ich glaube, dass da auch Emotionalität wichtig ist, die sich berühren lässt von dem Versagen der eigenen Institution, aber auch berühren lässt von den Ausnahmen, die es da immer wieder gab in Solidarität – das gibt es ja zum Glück auch alles.

Das eigene Umdenken, die eigene Umkehr ist dann auch die Voraussetzung dafür, den politischen Antisemitismus zu durchschauen, der eben immer wieder an alte, christliche Vorstellungsmuster anknüpft:

Auf jeden Fall gibt es Brücken in den Rechtspopulismus und in diese verschwörungsmythologischen Szenerien. Uns muss es darum gehen, unseren Anteil daran in den Blick zu nehmen – auch wenn er nicht selbst gewaltförmig ist – ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass da Gewaltformen andocken können – an so eine Negativzuschreibung, an ein duales Weltbild, an eine Defizitorientierung bezogen auf den andern.

Erstsendung vom 24.1.2021 im Deutschlandfunk.

Zum Nachhören unter: <https://rundfunk.evangelisch.de/kirche-im-radio/am-sonntagmorgen/nicht-nur-ein-problem-der-anderen-11625>

Moses' Lektion oder Kanzeln, von Mose getragen

Helmut Ruppel

»Wenn ihr den Mose wegnehmt,
dann stürzt die ganze Mosekanzel und alles Übrige ein.«¹

»Alles Übrige« stürzt mit dahin, wird der Mose, der die Kanzel trägt, weggerissen – alles Übrige? Was meinte der Gemeindepfarrer von Vach/Fürth in seinen Predigten zwischen 1937 bis 1951 mit diesem Warnruf? Die Gemeinde erinnert sich noch heute an ihren Pfarrer Kurt Klein, der nicht nur den eindrucksvoll die Kanzel tragenden Mose allzeit in seiner Kirche begrüßen konnte, sondern auch von ihm den Dekalog in gehöriger Buch- und Schriftgröße präsentiert bekam. Die Gemeinde hält ihm – Mose wie Klein – die Treue, wenn sie heute einen Aufruf »Solidarität mit Juden« (6.11.2019) veröffentlicht.

»Alles Übrige...«, man denkt unmittelbar an das »Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf die deutsche kirchliche Lehre« in Eisenach, in dessen Gründungsprogramm all das steht, was seine Propagandisten, vor allem der – nach der gerichtlichen Billigung des Begriffs »furchtbare Juristen« – »furchtbare Theologe« Walter Grundmann, sich vorgenommen hatten. Oliver Arnholds quellenreiche Untersuchung dieses Monstrums samt seiner »Arbeitsgliederung« mit Namen (!), so wie die von Peter von der Osten-Sacken herausgegebenen Studien zu den Thüringer Deutschen Christen, »Das missbrauchte Evangelium«, lassen einen heute noch erschauern².

Wer aber nach »1.700 Jahren Jüdisches Leben in Deutschland« weiterhin an und unter vielen Kanzeln steht, ist Mose. »Mose trägt die Kirchenkanzel«, der Mainzer Kirchenjurist Uwe Kai Jacobs³ richtet den Blick auf die Kirchenkanzeln in Nord- und Ostdeutschland sowie in Franken und verbindet Kirchenkunst, Theologiegeschichte und Rechtsgeschichte. Der Titel verführt dazu, jedes der drei Worte einmal für sich zu betonen, um ihre Tragweite zu begreifen. Warum Mose als Kanzelträger, nicht Christus, Paulus oder ein Engel? Viele Kirchen erhielten nach der Reformation ein der biblia pauperum ähnelndes Bildprogramm wie heute in vielen Kirchen in Südamerika: Auf die Brüstungsfelder, Kanzelkörbe und auf die Kirchendecken wurden biblische Szenen aufgemalt, wie Luther es für die Hauswände in Wittenberg wollte – bei



Mose-Kanzel in der St. Matthäus-Kirche in Vach.

ihm als pädagogisches Gegenprogramm zu den Heiligenbildern und als didaktische Erinnerungs- und religiöse Sehhilfe.

Die Alleinstellung Moses gegenüber Engeln und Heiligen beruht in seiner biblischen Rolle als Gesetzgeber, oft hält er beidhändig den Dekalog den Menschen vor. Gottes Wort ist auch »Lehre«, Moses erteilt diese Lektion, ist Lehrer des Volkes, Lehrer der elementaren Lebensregeln: Ehre Gott, stieh nicht, morde nicht, heilige den Feiertag, sprich wahrhaftig, brich die Ehe des andern nicht, würdige die Alten – »Grundweisung und Feld des Menschenanstandes, (das) Ewig-Kurzgefasste, das Bündig-Bindende, Gottes gedrängte Sittengesetz«. So wird der Dekalog die Weisung des Rechttuns und des »Menschenbehagens«, wie es Thomas Mann⁴ demokratisch-politisch ausdrückt, der Kirchenjurist Jacobs 2021: »Chaosprophylaxe« dem Dekalog testiert⁵.

In der noch ungetrennten Christengemeinde und Bürgergemeinde erreicht Mose mit seiner Lektion von der Regel des Lebens und der Norm des Rechts alle Menschen – das »Schwarze Brett« der Obrigkeit an der Kanzel.

»Die Kanzel zeigt also »was gilt«. Das entspricht der lutherischen Tradition: An vielen Orten ein selbstbewusster und aufrecht stehender Verkündiger des himmlischen Willens. Es wird zu oft vergessen, dass es zwei Reformationen gab und sehr unterschiedliche Positionen zur Thora. Reformierte Theologie geht den Weg des Bilderverbots, der Machtkritik: mit der Folge, dass wir keine machtverkörpernde Person wie Mose antreffen, sondern das »Zehntwort« als ästhetisch herausgehobene Worttafel an den Kirchenwänden.

Auffallend ist die formgetreue Weiterführung der Tafelstruktur des Dekalogs aus der jüdischen Tradition: Zwei Reihen Gebote, parallel aufgestellt: Eins bis Fünf und Sechs bis Zehn. Es gibt im Judentum Traditionen, die die Gebote wechselseitig auslegen, das 1. Gebot legt das sechste aus und so fort. Es muss noch erwähnt werden, dass es auch gekrümmte, gebeugte, »unansehnliche« Mosefiguren gibt. Ihnen eine auch theologische Gebrochenheit zu unterstellen, wäre falsch, denn es bleibt dabei, dass sie den Dekalog zeigen und die Kanzel der Predigenden tragen, mag sein, auch ertragen. Dagegen treffen Überhöhung, Überbietung oder Deklassierung bei dem ebenfalls nebeneinander stehenden Paar »Ecclesia und Synagoga« (Bamberg, Straßburg u.a.) auf beschämende Weise zu. Die »Judensau« in Wittenberg ist der schrecklichste Kontrast zum Kanzelträger Mose. Martin Luther konnte sie täglich sehen...⁶

Da es keine Zeugnisse gibt, die Moses entjudaisieren oder christianisieren wollen, gehört seine Kanzelträgerschaft zu den 1.700 Jahren jüdischen Lebens

in Deutschland unausschließbar hinzu. Dem »Alten Testament« christlich gesprochen, der »Thora« jüdisch gesprochen, der »Kanzelstütze« skulpturtechnisch gesprochen, der »Profilperson« politologisch gesprochen, verdanken wir die eine der beiden biblischen Bild-Botschaft, Mose. Er gibt der Kanzelbotschaft den Grund. Die andere, das Kreuz, der Gekreuzigte, Christus, gibt der Kanzelbotschaft *Aufbruch und Hoffnung*. Mose und Christus, Grund und Aufbruch sind Anfang und Ausgang, sind in gemeinsamer und fruchtbar verschiedener Weise Gestalt des Judentums und des Christentums seit 1.700 Jahren in Deutschland.

Und noch viel eher und noch viel länger.

1 6.11.2019

2 Oliver Arnhold, »Entjudung« von Theologie und Kirche, Leipzig 2020; Peter von der Ostensacken, (Hg.): Das missbrauchte Evangelium, Studien zu Theologie und Praxis der Thüringer Deutschen Christen, Berlin 2002.

3 Uwe Kai Jacobs, Mose trägt die Kirchenkanzle, in: MaTheoZ, Mainz, WiSi 2020/21, 69-97

4 Thomas Mann, Das Gesetz, in: Ders., Der Tod in Venedig und andere Erzählungen, Frankfurt 2004, 60. Aufl., S.259-326.

5 Jacobs, a.a.O.

6 Martin Luther und das Judentum, Rückblick und Aufbruch, Ausstellung der Ev. Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und des Touro College Berlin, 2016, 2. Auflage.

1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland. Meine Geschichte

Der deutsche Jude, auch jüdischer Deutscher genannt, stellt sich vor.
Eine Wortmeldung zum Geburtstag

Michael Brenner

Sie wollen also mit mir Geburtstag feiern, meinen 1700sten? Nun gut, kommen Sie, Sie sind herzlich eingeladen, mir ein wenig bei meiner Lebensgeschichte zuzuhören. Aber ich muss Sie warnen: Wenn Juden feiern, dann geht es zwar heiter zu, aber es fließen auch ein paar Tränen, dann zerbrechen wir schon mal ein Glas wegen der paar Katastrophen in unserer Geschichte, dann wird es manchmal auch ein wenig nachdenklich.

Gestatten Sie also, dass ich mich erst einmal vorstelle. Und dabei wird es schon kompliziert. Ich bin der deutsche Jude, auch jüdischer Deutscher genannt, in Israel als Jekke bekannt, und hierzulande nenne ich mich, nachdem man mich nicht mehr haben wollte, vorsichtiger lieber Jude in Deutschland. Ich bin auch ein bisschen Römer, ein bisschen Spanier und vielleicht ein bisschen Pole und ganz viel Russe.

GEBURTSURKUNDE Und wegen meines Geburtsdatums – bitte nehmen Sie's nicht ganz so genau. Eine Geburtsurkunde besitze ich nämlich nicht. Man hört von mir erstmals im Jahre 321 in Köln am Rhein, aber glauben Sie mir, ich bin gut und gerne noch etwas älter. Mit den römischen Legionen überquerte ich die Alpen, und – unter uns gesagt – so richtig wirtlich war es bei den alten Germanen damals nicht.

Man hört von mir erstmals im Jahre 321 in Köln am Rhein, aber glauben Sie mir, ich bin gut und gerne noch etwas älter.

Die Landschaft etwas wild, die Menschen auch, vom Wetter und vom Essen ganz zu schweigen. Christlich war das Land übrigens noch nicht, als ich hier ankam. Ich sag's nur, denn daran musste ich oft denken, wenn die Christen mich Jahrhunderte später als »Fremden« bezeichneten.

Aus meiner Jugend kann ich Ihnen wenig berichten. In meinem Alter vergisst man halt so manches, und leider hat niemand meine Quellen bewahrt. Meine Spuren verlieren sich also erst einmal im Wasser des Rheins, im Sand der Lüneburger Heide, im Schnee der Alpen. So um das Jahr 800 herum tauche ich

kurz wieder auf. Für meinen Kaiser Karl den Großen begleitete ich den berühmten Elefanten Abul Abbas, den der große Kalif Harun al-Raschid meinem Kaiser geschenkt hatte, von Bagdad nach Aachen.

GEMEINDEN Im 10. Jahrhundert lebte ich am Rhein und an der Donau. Es ging mir eigentlich ganz gut damals, so holte ich meine Familie aus Italien und aus Frankreich, und wir gründeten zahlreiche Gemeinden. Im Jahr 1084 sicherte uns Bischof Rüdiger von Speyer religiöses Leben nach unseren Geboten ebenso wie eine eigene Selbstverwaltung zu. Sogar eine Schutzmauer sollten wir erhalten. Wer von uns ahnte, dass wir diese ein paar Jahre später gut brauchen konnten?

Jetzt nämlich fielen die Kreuzfahrerhorden über uns her, töteten viele von uns, bekehrten andere unter Zwang und trieben manche in den Selbstmord. Es folgten viele Wellen der Gewalt unter Rabauken, die sich König Armleder oder Rindfleisch nannten.

Man beschuldigte uns, Christenkinder getötet, Hostien geraubt, Brunnen vergiftet und ich weiß nicht, was noch alles getan zu haben. Man besteuerte uns, schränkte unsere Berufe ein, kennzeichnete unsere Kleidung, vertrieb uns. Man verunstaltete uns in Gemälden und Skulpturen in den großen Kirchen. All das, obwohl wir als Kammerknechte eigentlich unter dem Schutz des Kaisers standen.

So leicht lassen wir uns nicht unterkriegen. Kommen Sie, feiern wir!

Aber wir feiern ja Geburtstag, da wollen wir nicht vergessen, dass es uns nicht immer schlecht ging. So habe ich mit großen Rabbinern studiert: Rabbenu Gerschom in Mainz, Raschi in Worms, Jehuda he-Chassid in Regensburg. Und später dann war ich dabei, als wir hebräische Druckereien gründen durften in Wilhelmsdorf, in Sulzbach und Fürth.

VERTREIBUNG Nach der Vertreibung aus fast allen Großstädten lebten wir ab dem 16. Jahrhundert auf dem Land, als Viehhändler, Hausierer oder auch als Bettler. Ja, ein paar reiche Verwandte hatte ich auch. Sie nannten sich Hofjuden, kleideten sich vornehm, durften außerhalb des Ghettos wohnen und führten die Geschäfte unseres Landesfürsten.

Die meisten setzten sich für unsere Rechte ein. Doch wenn sie Pech hatten, wurden sie nach dem Tod ihres Gönners für dessen Ausschweifungen verantwortlich gemacht und nach ihrer Hinrichtung jahrelang in einem Käfig ausgestellt wie jener Joseph Süß Oppenheimer in Stuttgart.

KAPITEL IV

Literaturempfehlungen

Im 19. Jahrhundert wurden wir emanzipiert. Ich zog vom Dorf in die Stadt, sprach Hochdeutsch statt Jiddisch und nannte mich jetzt deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Ich kämpfte in den Befreiungskriegen gegen Napoleon, obwohl der uns die vollen Bürgerrechte gebracht hatte, kämpfte 1870 wieder gegen einen Napoleon, meldete mich 1914 sofort an die Front, als die Franzosen ihr Elsaß und Lothringen zurückhaben wollten.

Im 19. Jahrhundert wurden wir emanzipiert. Ich zog vom Dorf in die Stadt, sprach Hochdeutsch statt Jiddisch und nannte mich jetzt deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens.

Ich war stolz auf den ersten jüdischen Ministerpräsidenten in Bayern, den Sozialisten Kurt Eisner, und auf den ersten jüdischen Reichsaußenminister, den bürgerlichen Walther Rathenau. Doch leider wurden beide wenige Monate nach Amtsantritt von Rechtsextremen erschossen.

JUDENSTAAT Ich wollte 1896 nicht auf Theodor Herzl hören, der uns sagte, man wird uns hierzulande nicht in Ruhe lassen, und der einen Judenstaat irgendwo im Orient gründen wollte. Und 1921 hörte ich nicht auf Jakob Wassermann, der zwar keinen Judenstaat wollte, aber auch keinen Weg als Deutscher und Jude sah.

Und dann kam 1933, und, ehrlich gesagt, will ich Ihnen die Geburtstagsfeier nicht verderben. Sie wissen ja sowieso, was danach kam. Irgendwie habe ich mich durchgeschlagen. Fragen Sie nicht, wie. Und fragen Sie nicht, was mit meiner Familie passierte. Ich bin jedenfalls wieder da. Nicht von allen Juden und nicht von allen Deutschen gutgeheißen, aber ich will nicht klagen.

Ja, es gab eine grausame Geschichte, aber man hat sie aufgearbeitet; ja, es gibt wieder unangenehme Antisemiten, aber dagegen haben wir ja Antisemitismusbeauftragte. Und neue Synagogen und jüdische Schulen. Und Kontingentflüchtlinge. Und Israelis in Berlin. So leicht lassen wir uns nicht unterkriegen. Kommen Sie also, feiern wir. Und was Sie mir wünschen sollen? Nu, bis 120 wäre in meinem Falle nicht ganz passend, stoßen wir also auf die nächsten 1.700 Jahre an. Le Chaim!.

Erstabdruck in der Jüdischen Allgemeinen am 18.2.2021.



Buchbesprechungen

Helmut Ruppel

Kurt Marti: Läuten und eintreten bitte, ein Lesebuch im Jahreslauf

Theologischer Verlag Zürich, 2020, 253 S., 24,90 Euro

Kurt Marti: Gottesbefragungen, Ausgewählte Predigten

Theologischer Verlag Zürich, 2020, 212 S., 28,90 Euro

Beide Bände wurden herausgegeben von Ralph Kunz und Andreas Mauz

»Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache«, so Wilhelm von Humboldt in seiner ersten Vorlesung vor der Berliner Akademie 1820.

Ein starker Spruch – doch der wundersame Weg von der Reflektion zur Artikulation kann fürchterlich verärgern und aufs Wohltuendste erfreuen. Kurt Marti ist ein Sprach-Ereignis, wie es nur wenige im vergangenen Jahrhundert gab. Da jedes beschreibend empfehlende Wort hinter seinen Worten zurückbleibt, soll er die ersten Worte haben, die unter anderem seinem letzten Buch »Heilige Vergänglichkeit« (Radius 2010) entnommen sind:

Ist die Theologie vielleicht eine Flucht vor den einfachen, aber radikalen Aussagen und Aufforderungen der Bergpredigt Jesu (Matthäus 5-7)?

Nie hab ich begriffen, was das bedeutet: »gerecht vor Gott«. Paulus ist groß und Luther vielleicht. Ich aber bleibe betreten – »gerecht vor Gott«? Wäre es nicht besser, wir würden gerecht einander? Ein Gott, der kirchenförmig gedacht wird, hindert die Kirche daran, gottförmig zu denken. Gefragt sind Macher. Wer sich einmal den Ruf als solcher erwerben konnte, hat alle Chancen aufzusteigen in den Kreis der obersten Macher, die gar nichts machen.

Warum gibt es keine erotische Theologie? Weil wissenschaftliche Denkweisen und Sprache dem Thema nicht gewachsen sind? Allein, sind sie etwa dem Thema Gott gewachsen? Der größte Teil der Bibel, nämlich das Erste Testament, ist radikal diesseitig und weiß nichts von einem individuellen Weiterleben nach dem Tod. Alt-Israels Gottesleidenschaft bedurfte keiner persönlichen Jenseitshoffnung.

Ceterum censeo: »Die Rätsel Gottes sind befriedigender als die Lösungen der Menschen.« (G.K. Chesterton)

Ihm, Jesus, glaube ich Gott.

Am 21. Januar dieses Jahres wäre Kurt Marti 100 Jahre alt geworden, er starb im Februar 2017. Zu seinem hundertjährigen Geburtstag sind zwei ein-

sammelnde Bände erschienen, die seine Sprache und sein Denken vergegenwärtigen. Schon der Titel »Läuten und eintreten bitte« ist ein Charme-Blitz, der in jedem der vier Worte elementare Theologie aufleuchten lässt. Ohne Läuten geht es nicht, dann muss aber das Eintreten folgen, worum gebeten wird. So arbeitet biblisches Denken, menschenfreundliche Theologie. Beide Bände verstehen sich als Ausstellung, die man nach dem Lauf des Kirchen-Jahres von Raum zu Raum wahrnimmt. Die großen Feste sind sehr präsent, doch auch der Nationalfeiertag mit »heil vetia«-Texten. Der Predigtband folgt dem Kanon von 1. Mose 1 bis Offenbarung 21. Von beiden so stärkenden, heiteren und vergewissernden, im guten Sinne erbauenden Büchern muss man Marti zitieren: »Der Heilige Geist ist keine Zimmerlinde, vielmehr vergleicht die Schrift ihn mit dem Winde«, – da war er achtzig Jahre alt.

Lyrische Brillanz und theologische Brisanz – mehr kann niemand wollen.

Giovanni Maio: Den kranken Menschen verstehen. Für eine Medizin der Zuwendung

Herder, Freiburg, 2020, 240 S., Überarbeitete Neuausgabe, 24 Euro

Maio, Arzt und Professor für Medizinische Ethik an der Freiburger Universität, hat ein Ziel: das »Primat des Messens« in der medizinischen Praxis umzuwenden zu einem Primat der Zuwendung. Wer eine Praxis aufsuchte, war beeindruckt von dem, was alles, wie oft und mit welcher Aussagekraft gemessen wird. Langzeit-EKG, Langzeit-Blutdruckmessung, MRT, Messungen aller Art, Größe und Länge und dazu eine Dokumentationspflicht unvorstellbaren Ausmaßes. Dem einher geht eine Literatur der völligen Einschüchterung durch meterlange Beipackzettel, die den sofortigen Tod nach dem morgendlichen Augenaufschlagen ankünden.

Als ich jüngst einer medizinischen Autorität erzählte, an Stelle von Leichenpredigten könnte auch das Verlesen von Beipackzetteln treten, trat lastende Stille zwischen uns ein.

Maio will die naturwissenschaftliche Dominanz des Messens brechen, »weil das System nicht verstanden hat, was ärztliche Betreuung wirklich ist.« Die Kapitel zu Demenz, Parkinson, Angewiesene, Vertrauen und Helfen werden gebündelt in dem Schlusskapitel »Ohne Zuwendung ist alles nichts«. Maio beobachtet, dass es der modernen Medizin vor allem um die Behandlung von starken Gesunden geht und nicht um die von angewiesenen, hilfsbedürftigen, verzweifelnden kranken Menschen. Dagegen sollen Verstehen, Vertrauen und Hoffnung im Mittelpunkt einer Medizin der Zuwendung stehen. »Bleiben Sie

gesund!«, die Abschiedsformel in Corona-Zeiten, ist liebenswürdig, bedarf aber vieler Kräfte, vor allem der Zuwendung in Zeiten des Abstands.

Benjamin Ferencz: »Sag immer deine Wahrheit« – Was mich 100 Jahre Leben gelehrt haben

Heyne Verlag München, 2020, 160 S., 17 Euro

Ein Buch für Stunden der Mutlosigkeit, der Resignation, der Einsamkeit, der scheinbaren Aussichtslosigkeit und der Enttäuschungen – ein 160-seitiges Schmerz- und Stärkungsmittel, dreimal am Tag fünf große Esslöffel, ohne Cortison!

Benjamin Ferencz, der Hundertjährige, spricht lebhaft – das Buch ist aus Interviews entstanden, die Nadia Khomami aufgezeichnet hat – und mit jedem Atemzug ermutigend, voller Erfahrung, unbeirrt und mit einem phantastischen Witz! Ein Leben, gesättigt mit Situationen und Herausforderungen, nicht nur in der Rolle des amerikanischen Chefanklägers in Nürnberg als junger Mann, sondern in vielen Missionen Recht sprechender Politik. Gewürzt werden die Erinnerungen mit vielfältigen Weisheiten aus jüdischer Tradition, immer humorvoll, ungezogen, vorlaut, warmherzig und weise!

»Wie heilt man ein gebrochenes Herz? Diese Frage ähnelt der nach einer friedlichen Welt. Es gibt eine zehn Bände umfassende Antwort auf beide und eine, die nur aus einem Wort besteht: langsam.« Mit seiner Hilfe konnte in der Rechtsphilosophie und Rechtspraxis der völlig neue Begriff »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« etabliert werden.

Jan-Heiner Tück: Gelobt seist du, Niemand. Paul Celans Dichtung – eine theologische Provokation

Verlag Herder, Freiburg, 2020, 352 S., 28 Euro

Es ist eine erweiterte Neu-Ausgabe der Studie von 2000 im Knecht-Verlag. Zum »Israel-Sonntag« ein in der Sprache Juden und Christen verbindendes Buch zu Paul Celan, der mit seinem Totengedenken und theologisch herausfordernder Lobverweigerung christliches Denken provozieren will. Interpretationen der Gedichte »Benedictus«, »Psalm« und Niemand« verweisen auf die theologische Dimension des Celanschen Werkes. Anstöße für ein »Beten nach der Shoah« und zur Frage »Verzeihen nach dem Unverzeihlichen?« können dem »Israel-Sonntag« überzeugende Impulse geben.

Kinder- und Jugendliteratur

Ingrid Schmidt

Michael Wolffsohn: Wir waren Glückskinder – trotz allem Eine deutsch-jüdische Familiengeschichte

ab 11 Jahren

Dtv, 224 S., 14,95 Euro/erscheint voraussichtlich am 23.4.2021

Michael Wolffsohn, 1947 in Tel Aviv geboren, zieht 1954 mit seinen Eltern nach West-Berlin: Schule, Studium, 1975 zum Dr. phil. promoviert, Habilitation. Der Historiker und Publizist lehrte an der Universität der Bundeswehr in München. – Dies ist die Geschichte seiner Mutter und seiner Kindheit. Anfang 1939 floh Thea Saalheimer – 17 Jahre alt – nach Tel Aviv. Anfang der 1950er Jahre kehrte sie mit ihrer Familie in ein ihr nun fremdes Land zurück. Michael Wolffsohn – eines der »deutschjüdischen Glückskinder« – erzählt Jugendlichen eindrücklich von seiner Kindheit, unterhaltsam mit vielen Details aus der Geschichte der Juden, aber auch mit Verweisen zur mörderischen NS-Geschichte.

Sharon Cameron: Das Mädchen, das ein Stück Welt rettete. Nach einer wahren Geschichte

Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von Katharina Förs und Naemi Schuhmacher, ab 12 Jahren

Insel Verlag, 2020, 473 S., 15,99 Euro

1939: Stefania ist 16 Jahre alt, als ihre Mutter aus dem Ghetto in ein Zwangsarbeiterlager deportiert wird. Und dann ist da ihr Freund Izio und sein Bruder Max. Und dies ist eine wahre Geschichte: Stefania versteckt Max – ihm gelingt die Flucht – und zwölf weitere Jugendliche auf dem Dachboden ihres Hauses. Die jungen Leserinnen und Lesern können dieser unglaublichen Rettungsgeschichte mit Anspannung und Sympathie folgen – wie wunderbar: eine Geschichte, die für die Heranwachsenden gut ausgeht!

Monique Lévi-Strauss: Im Rachen des Wolfes. Meine Jugend in Nazideutschland

Aus dem Französischen von Annette Juckmat mit einem Nachwort von Étienne François

Verlag wbv Theiss, 2021, 128 S., 20 Euro

1939: Die 13jährige Monique zieht mit ihrer Familie nach Deutschland – Familie und Freunde sind entsetzt: Ein belgisches Mädchen mit jüdischer Mutter in Nazi-Deutschland!

Sie hat später ihre Erinnerungen aufgeschrieben, die Erfahrungen in Deutschland haben ihr Leben nachhaltig geprägt, das kulturelle Leben im Paris der Nachkriegsjahre. Die Witwe des Ethnologen Claude Lévi-Strauss (1908 – 2009) gab mit ihrer Arbeit ein beeindruckendes Beispiel für das Genre »Erinnerungskultur«.

Kirsten Boie: Dunkelnacht

Verlag Friedrich Oetinger, 2021, 128 S., 13 Euro

»Penzberg, 29. April 1945, abends« ... Die Kinderbuchautorin Kirsten Boie ist in die bayerische Kleinstadt Penzberg gereist – südlich von München, nicht weit vom Starnberger See und vom Kochelsee – und hat Menschen befragt nach den Ereignissen der letzten Kriegstage, nach der Penzberger Mordnacht: Der Krieg ist fast zu Ende, die Menschen erwarten angstvoll, oder auch voller Hoffnung, den Anmarsch der Amerikaner. Die Autorin verbindet die Geschichte vom Ende des Krieges in Penzberg mit der zarten Liebesgeschichte von zwei Jugendlichen.

»Lesenswerte Kinder- und Jugendbücher zu Nationalsozialismus und Holocaust«

Berlin 2015/2017

Das Jüdische Museum in Berlin gibt mit dieser Broschüre Literaturempfehlungen für die Lektürearbeit mit Jugendlichen, mit Schüler*innen. Zum jeweiligen Titelbild der angezeigten Publikationen werden empfohlene Altersgruppen genannt sowie Stichworte zum Inhalt – eine äußerst hilfreiche Orientierung für Weiterarbeit und Vermittlung, unter anderem auch zum Thema »Antiziganismus«. Die Broschüre ist zum Download/DIN A4 geeignet. Im Interview mit der Leiterin der Bildungsabteilung des Jüdischen Museums, Barbara Rösch, werden auch Nichtempfehlungen begründet, beispielsweise für die oft hoch gepriesenen Publikationen »Der Junge im gestreiften Pyjama« – »Die Bücherdiebin« – »Damals war es Friedrich«.

Fanny Ruppel, 10 Jahre

Für sehr junge Lesende:

Margit Auer: Die Schule der magischen Tiere/Band 11 Wilder, wilder Wald

Carlsen Verlag, Hamburg 2020, 256 S., 12 Euro

In der Buchreihe »Die Schule der magischen Tiere« können Kinder mit Tieren sprechen!

Im 11. Band der Reihe geht es für Miss Cornfields Klasse in ein Wildniscamp. Im Wald scheint sich ein Tier zu verbergen, das nach seinem Kind sucht. Die Kinder und ihre Tiere fühlen sich beobachtet. Das Mädchen Elisa findet im Wald silberne Fäden und spürt sehr deutlich, dass etwas nicht normal ist. Werden die magischen Tiere das suchende Tier finden und es zu seinem Kind bringen können?

Ich habe das Buch gerne gelesen, wie ich schon die ganze Reihe toll finde: Es ist so lustig wie spannend. Für mich das perfekte Buch! Ich würde raten, einige Bücher der Reihe zu lesen, sie werden immer phantastischer. Mit den Tieren und Kindern konnte ich mich gut identifizieren. Es fühlt sich so an, als wäre man selbst Schülerin dieser Klasse. Das Buch ist für Erstleser*innen genauso gemacht wie für Zehnjährige.

Publikationen der BAG K+R



Schriftenreihe: »Einsprüche. Studien zur Vereinnahmung von Theologie durch die extreme Rechte«

Ob im Rechtspopulismus oder in der sogenannten »Neuen Rechten« – seit langem wird dort auf religiöse Motive zurückgegriffen. Christliche und vermeintlich christliche Elemente sind für das Denken von weiten Teilen der »Neuen Rechten« gar identitätsstiftend. Die Bundesarbeitsgemeinschaft hat daher eine neue Schriftenreihe initiiert, die sich an der

Schnittstelle von Theologie und Rechtsextremismus intensiv mit Akteur*innen, Ideologien und Strategien der extremen Rechten auseinandersetzen wird.

Handreichung: »Diskriminierung gegenüber Geflüchteten«

Die Handreichung der Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche und Rechtsextremismus über »Diskriminierung gegenüber Geflüchteten« ist Teil einer Informationsreihe im Flyer-Format, die Formen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit und Diskriminierung thematisiert. Ein Augenmerk der Handreichung liegt auf dem Thema Rassismus und wie er von Geflüchteten erlebt wird und welche Konsequenzen er auf ihr Leben in Deutschland hat. Darüber hinaus wird besprochen, wie sich Bibel, Theologie und Kirche auf dieses Thema beziehen und welche Handlungsmöglichkeiten im Umgang mit Diskriminierung gegenüber Geflüchteten offen stehen.



Aktualisierte
Neuaufgabe

»Impulse für den Umgang mit Rechtspopulismus im kirchlichen Raum«

Die Handreichung richtet sich an Haupt- und Ehrenamtliche in kirchlichen Arbeitsfeldern, die Informationen zu Rechtspopulismus und seinen Anknüpfungspunkten in kirchlichen Kontexten suchen. In der Neuaufgabe wird vor allem der

Rechtspopulismus sowie die sogenannte »Neue Rechte« thematisiert und es werden aktuelle Themen, Strategien und Erzählungen aufgegriffen. Die jahrelangen Erfahrungen und Tipps aus der Beratungs- und Gemeindespraxis, mit denen die Broschüre abschließt, helfen darüber hinaus, die eigene Haltung und Handlungsfähigkeit zu stärken. (kostenlos, zzgl. Versandkosten)

Jetzt im ASF-Infobüro bestellen:

per Post: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, Auguststraße 80, 10117 Berlin //
per Fax: (030) 28395 – 135 // per E-Mail: infobuero@asf-ev.de

Weitere Publikationen finden Sie im ASF-Webshop: www.asf-ev.de/webshop

Kollektenbitte

für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Als der Richter Lothar Kreyszig in den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft mehr und mehr wahrnahm, was Menschen anderen Menschen antaten, mit welcher Skrupellosigkeit sie immer neue Qualen erdachten, mit welcher Kälte sie ihre Verbrechen ausführten, in Deutschland und in den von Deutschland überfallenen Ländern, floh er nicht in die Gleichgültigkeit, gestattete sich keinen privaten Rückzug, sondern bewahrte einen wachen Blick, aller Gemeinheit zu widerstehen und den Opfern Hilfe zu bieten! Die Krönung seines klaren Menschenbildes und seines Rechtsverständnisses war 1958 die Gründung »Aktion Sühnezeichen«. Er war ein realistischer Visionär und ein prophetisch handelnder Christ, der an Recht, Gerechtigkeit, Versöhnung und Frieden nicht nur glaubte, sondern sich für sie einsetzte, dass er sogar das Etikett »Schwärmer« erhielt.

Er erreichte mehr als seine Freund*innen wie Kritiker*innen sich ausmalen konnten: »Aktion Sühnezeichen Friedensdienste« ist bis heute vielfältig tätig in der Verantwortung für die Verbrechen, die Deutschland in den besetzten Ländern Europas verübt hat. Viele der Freiwilligen – es sind gegenwärtig um 130 – lassen sich nicht lähmen von den augenblicklichen Verstörungen durch die Pandemie und engagieren sich auf phantasievolle Weise in ihrer diakonisch-sozialpraktischen Alltagsarbeit, wozu – in der Tradition Lothar Kreyszigs – etwas Seltenes gehört: pragmatischer Idealismus: Alltagstüchtigkeit, Zuhörbereitschaft, Geduld und die Überzeugung von der Notwendigkeit, Gefühle auszuhalten und Solidarität zu üben – alles das, um nicht irre zu werden in dieser verrückten Zeit und ihrer Geschichte.

Wir bitten Sie um stärkende Unterstützung, dass diese Arbeit heute eine Zukunft für morgen hat! Informationen, Hintergründe unserer Tätigkeiten, Finanzstruktur sind unter www.asf-ev.de nachzulesen.



Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 / BIC: BFSWDE33BER

Informationen zu unserer Arbeit finden Sie auf: www.asf-ev.de

Autor*innen, Bild- und Fotonachweise

Autor*innen

Jehoschua Ahrens ist Gemeinderabbiner in Darmstadt und Beauftragter für Interreligiösen Dialog des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden in Hessen. Für sein Engagement im jüdisch-katholischen Dialog verlieh ihm Papst Franziskus die Päpstliche Medaille.

Michael Brenner ist Professor für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilian-Universität in München und hält den Seymour und Lillian Abensohn Lehrstuhl für Israel-Studien an der American University in Washington, D.C. Er ist zudem der Internationale Präsident des Leo Baeck Instituts.

Marie Hecke, Mitglied des Vorstandes von ASF, ist Doktorandin der Praktischen Theologie mit dem Schwerpunkt Religionspädagogik, Georg-August-Universität Göttingen. Sie ist Mitglied der AG Theologie bei ASF und in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«.

Angelika Obert, Pfarrerin i. R., war von 1993 bis 2014 Rundfunk- und Fernsehbeauftragte der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz für den rbb. Sie ist Mitglied der AG Theologie bei ASF.

Hans-Ulrich Probst, Dipl. Theologe und B.A. Judaist; Freiwilligendienst mit ASF 2008/2009 in Minsk. Er ist seit 2020 Beauftragter der Evangelischen Landeskirche in Württemberg für die Themen Populismus und Extremismus.

Helmut Ruppel, Pfarrer und Studienleiter am Pädagogisch-Theologischen Institut im Evangelischen Bildungswerk Berlin i. R.. Er verfasst vielfältige Presse- und Rundfunkbeiträge und ist in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«.

Gabriele Scherle war bis zu ihrem Ruhestand 2017 Pröpstin, Friedenspfarrerin und Gemeindepfarrerin der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. Seit 2019 ist sie Mitglied im Vorstand von ASF. Sie ist in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«.

Ingrid Schmidt, M. A., Gymnasiallehrerin und Dozentin in Kirchlicher Erwachsenenbildung i. R.. Sie ist in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«.

Aline Seel ist Pfarrerin in der Evangelischen St. Nikolai-Kirchengemeinde in Potsdam und zurzeit in Elternzeit. 2005/2006 war sie Freiwillige mit Aktion Sühnezeichen in Polen. Sie ist Mitglied der AG Theologie bei ASF.

Dr. Christian Staffa ist Theologe und Studienleiter für Demokratische Kultur und Kirche/Bildung an der Evangelischen Akademie zu Berlin. Seit Oktober 2019 ist er EKD-Beauftragter für den Kampf gegen Antisemitismus. Bis 2012 war er ASF-Geschäftsführer, er ist Mitglied der AG Theologie bei ASF.

Jutta Weduwen ist Soziologin und seit 2012 Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.

Dr. Lorenz Wilkens ist Pfarrer und Studienleiter i. R., seine Arbeitsschwerpunkte sind Theologie, Kunstgeschichte und Religionsphilosophie. Er hat Lehraufträge an der FU Berlin und der Uni Potsdam und ist Mitglied in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«.

Bild- und Fotonachweise

Titelbild: Jüdisches Museum Berlin

Seite 7, 23, 39: Jüdisches Museum Berlin, Roman März

Seite 43: Jüdisches Museum Berlin, Schenkung von Jon Wolffsky

Seite 49: Jüdisches Museum Berlin, Susanne Schenker

Seite 54: www.juedisch-beziehungsweise-christlich.de/plakat-kampagne

Seite 61: Pfarrarchiv St. Matthäus Vach

Seite 67: Jüdisches Museum Berlin, Tobi Asmoucha Photography

Umschlagrückseite: ASF/Helena Schätzle



Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin

Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax (030) 283 95 – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de

Spendenkonto: IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 | Bank für Sozialwirtschaft

Redaktion: Ute Brenner (verantwortlich), Thomas Heldt, Moritz Kulenkampff, Helmut Ruppel, Gabriele Scherle, Ingrid Schmidt, Jutta Weduwen, Lorenz Wilkens

Gestaltung: Anna-Maria Roch | **Druck:** Druckerei Westkreuz

Auflage: 5.100 Stück | **Ausgabe:** April 2021

Foto auf der Umschlagrückseite: ASF-Freiwilliger Constantin in der Gedenkstätte Yad Vashem, Jerusalem. Die Lichtpunkte stehen symbolisch für die im Holocaust ermordeten Kinder.



Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Ihre Hilfe kommt an! Bitte unterstützen Sie uns.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten, um ...

- ... junge Menschen zu motivieren, gegen Judenfeindschaft, Rassismus und Rechtsextremismus einzutreten.
- ... Überlebenden der Shoah zuzuhören und ihnen durch kleine Gesten den Alltag zu erleichtern.
- ... Begegnungen und Verständigung über Grenzen hinweg zu ermöglichen.
- ... einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft zu leisten, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.
- ... um einen Beitrag zu einer friedlicheren, demokratischen und solidarischen Welt zu leisten.

Junge Menschen können sich bis 1. November für einen Freiwilligendienst im Ausland mit ASF unter asf-ev.de bewerben. Wir laden Menschen ab 16 Jahren auch herzlich zur Teilnahme an unseren internationalen Sommerlagern ein! Infos unter asf-ev.de/sommerlager

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 | Bank für Sozialwirtschaft Berlin

